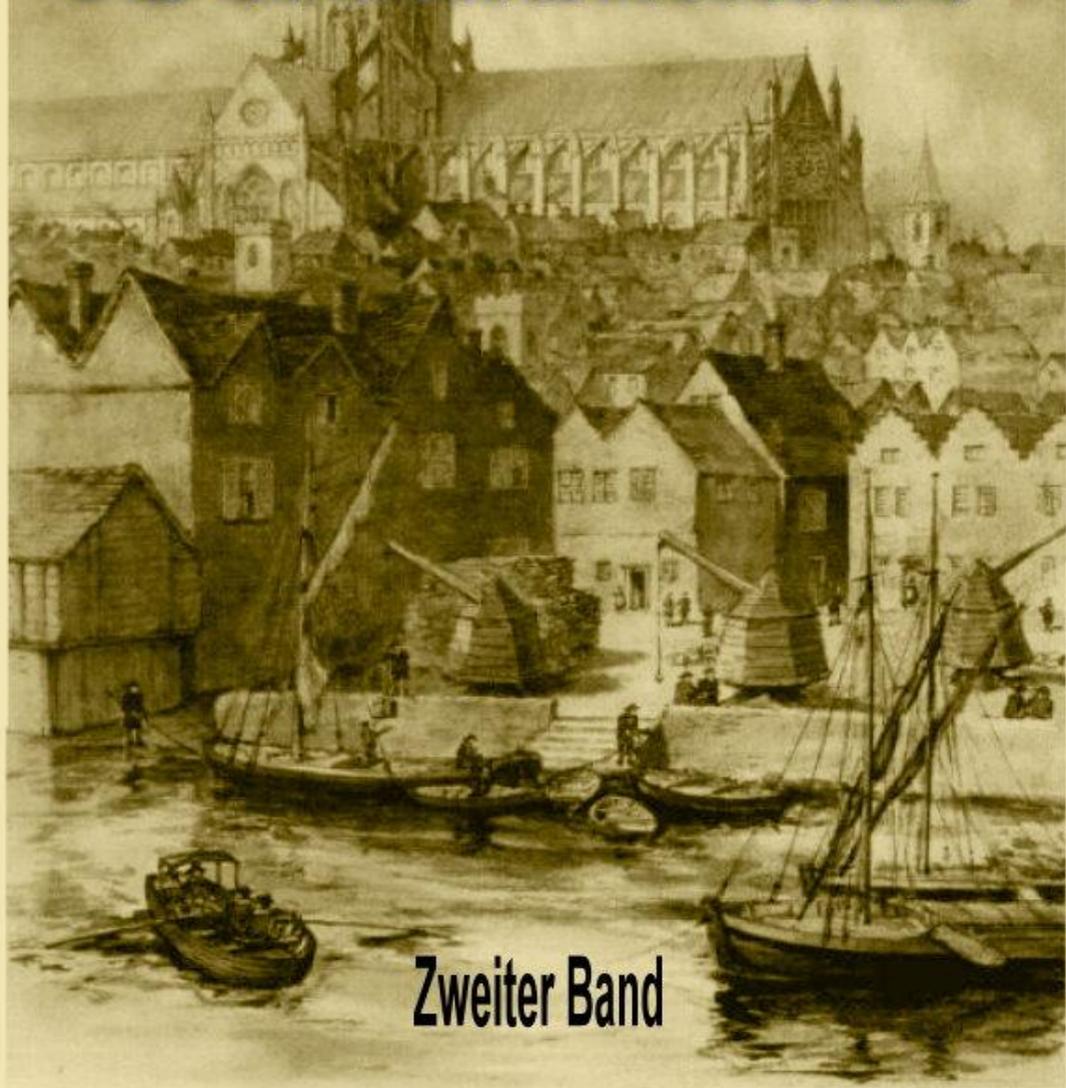


Die

William Harrison Ainsworth

Sternkammer



Zweiter Band

Inhalt

Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	14
Drittes Kapitel	22
Viertes Kapitel	39
Fünftes Kapitel	52
Sechstes Kapitel	64
Siebentes Kapitel	76
Achtes Kapitel	90
Neuntes Kapitel	94
Zehntes Kapitel	105
Elftes Kapitel	118
Zwölftes Kapitel	124

William Harrison Ainsworth

Die Sternkammer

Band 2

Ein historischer Roman

Christian Ernst Kollmann Verlag
Leipzig, 185

Erstes Kapitel

Das unbesonnene Versprechen

Während des leichten Mahles erklärte Jocelyn auf die Fragen des Puritaners den zweifachen Beweggrund seiner Reise nach London, nämlich den Wunsch, sich an den Feinden seines Vaters zu rächen, und die Hoffnung, eine ehrenvolle Anstellung zu erhalten, wie sie ein Edelmann annehmen könne.

»Meine Erwartungen in der letzteren Hinsicht sind nicht sehr groß«, sagte er, »da ich keine mächtigen Freunde habe, um mir bei meinem Bemühen behilflich zu sein, und ich muss folglich dem Glück vertrauen. Was aber meine Feinde betrifft, so denke ich, wenn ich nur Audienz beim König erhalten und ihm meine Sache vortragen kann, wird er mir Gerechtigkeit nicht verweigern.«

»Gerechtigkeit!«, rief der Puritaner mit tiefer Verachtung. »Jakob Stuart kennt sie nicht. Ein Erzheuchler und ebenso treulos, wie er heuchlerisch ist, behauptet er den Grundsatz, dass Verstellung für einen Herrscher notwendig ist. Er hat die Feigheit und Wildheit einer Hyäne an sich. Er wird dir schöne Versprechungen geben, aber seine Taten werden seine Worte Lügen strafen. Erinnerung dich, wie sein Judaskuss Somerset verriet. Erinnerung dich seiner Handlungsweise gegen die Gewries. Aber bilde dir nicht ein, weil du übel behandelt und unterdrückt werden bist, dass der König dein Unrecht wieder gut machen und dich in deine verlorene Stellung einsetzen wird. Vielmehr wird er für die Wucherer und Erpresser, die dich deiner Erbschaft beraubt haben, Partei ergreifen. Wie viele arme Unglückliche verurteilt er täglich zu denselben langweiligen Todesqualen und zum ge-

wissen Untergang, wozu er deinen Vater verurteilte. So beklagenswert der gute Sir Ferdinando ist, so steht er doch nicht allein da. Er ist einer von vielen. Und viele, viele werden noch zu der Liste hinzugefügt werden, wenn man diese tyrannische Herodias regieren lässt.«

Von einem quälenden Gedanken angestachelt, der ihn fast wahnsinnig machte, stand Hugo Calveyley auf und ging im Zimmer auf und ab. Seine Stirn wurde finsterer und sein Gesicht strenger.

»Habt Geduld mit ihm, guter Herr Jocelyn«, sagte Aveline in leisem Ton. »Er ist vom König ungerecht behandelt worden, und wie Ihr seht, kann er die Behandlung nicht ertragen. Habt Geduld mit ihm, ich bitte Euch.«

Jocelyn hatte keine Zeit, zu antworten. Indem er sich plötzlich Gewalt antat und seinen ernsten Blick auf den jungen Mann richtete, sagte der Puritaner: »Höre mich an, mein Sohn. Wenn ich deine Brust zur Wut gegen diesen Tyrannen entflammen wollte, dürfte ich nur ein Beispiel von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit anführen. Ich hatte einen Freund – einen sehr teuren Freund«, fuhr er fort, »der nach dem Urteil der Sternkammer in das Fleetgefängnis geschickt wurde. Er war wie ein Bruder für mich, und ihn nach und nach dahinsterben zu sehen, verletzte mich in meiner tiefsten Seele. Stolz von Natur, wollte er sich vor seinem Unterdrücker nicht demütigen und konnte nicht dahin gebracht werden, ein Unrecht anzuerkennen, welches er nie begangen hatte. Begnadigung wurde ihn da her verweigert – nicht nur Begnadigung, sondern auch alle Milderung des Leidens. Mein Freund war reich gewesen, aber schwere Geldstrafen hatten ihn seiner Besitzungen beraubt und ihn fast bis zur Dürftigkeit gebracht. Besitzer einer alten Halle, von Wäldern

und Ländereien umgeben, worin er Stunden lang reiten konnte, ohne seine Besitzungen zu verlassen, war sein Gebiet nun auf wenige Ellen beschränkt, während ihn nur ein einziges dunkles und ödes Zimmer eingeräumt war. Da ich bemerkte, dass er notwendig umkommen müsse, wenn er in diesem Zustand bleibe, bewog ich ihn – nicht ohne großes Widerstreben von seiner Seite – eine Bittschrift um Befreiung an den König zu richten, und ich selber wurde der Überbringer davon. Ernstlich für die Sache des unglücklichen Mannes sprechend und seine trostlose Lage darstellend, bat ich um die gnädige Vermittlung Seiner Majestät.

Als ich aber das königliche Ohr mit Bitten ermüdet hatte, war die heftige Antwort: ›Unterwirft er sich? Will er sein Vergehen bekennen?‹ Und da ich nur behaupten konnte, dass er keines Verbrechens schuldig sei und also auch keines bekennen könne, gab mir der König die Bittschrift zurück und bemerkte kalt: ›Die Würde unseres Gerichtshofes, der Sternkammer, muss vor allen Dingen aufrecht gehalten werden. Er hat sich der Verachtung derselben schuldig gemacht und muss sich von dem Vergehen reinigen.‹

›Aber der Mann wird sterben, Sire‹, fuhr ich dringend fort, ›wenn er nicht aus dem Fleetgefängnis entfernt wird. Sein Kerker gleicht einer schnulzigen Grube und er liegt am Fieber krank. Auch kann er keine Arznei oder Pflege haben, wie es sein Fall erfordert.‹

›Umso mehr Ursache, sich durch eine baldige Anerkennung der Gerechtigkeit seines Urteils Erleichterung zu verschaffen‹, sagte der König. ›Die Sache hängt nicht von uns, sondern von ihm selber ab.‹

›Aber er ist ein Gentleman, Sire‹, beharrte ich, ›dem die Wahrheit teurer ist, als das Leben, und der lieber dreimal so

lange im Elend schmachten, als seine Selbstachtung durch ein Zugeständnis der Lüge und Ungerechtigkeit zu verwirken.«

»Da mag er in seinem Stolz und in seiner Widersetzlichkeit umkommen«, rief der König ungeduldig. Und hierauf entließ er mich.«

»O Herr!«, rief Jocelyn aufstehend und den Puritaner umarmend, »Ihr wart also der Freund, der in den letzten Augenblicken für meinen Vater sorgte! Der Himmel segne Euch dafür!«

»Ja, Jocelyn, ich war es, der deines Vaters letzten Seufzer hörte«, entgegnete der Puritaner, seine Umarmung erwidern, »und dein eigener Name wurde zugleich mit ausgesprochen. Seine Gedanken waren bei seinem entfernten Sohn – zu jung noch, um seinen Kummer zu teilen oder nur zu begreifen.«

»Ach! Ach!«, rief Jocelyn traurig.

»Deinen Vater nicht, Jocelyn«, sagte der Puritaner feierlich, »er erntet die Belohnung für seine irdischen Leiden im Himmel! Tröste dich, sage ich. Der Tyrann kann ihn nicht länger unterdrücken, er ist außer dem Bereich seiner Bosheit. Er kann nicht mehr von ungerechten Tribunalen verurteilt werden. Er ist, wo keine grausame oder treulose Fürsten, keine ungerechte Richter, keine habsüchtigen Erpresser je hinkommen werden.«

Jocelyn versuchte zu reden, aber seine Gemütsbewegung überwältigte ihn.

»Ich habe dir gesagt, dass dein Vater mir einen Dienst geleistet hatte, den ich unmöglich vollständig vergelten konnte«, fuhr der Puritaner fort. »Worin dieser Dienst bestand, werde ich dir einst mitteilen. Für jetzt mag es hinreichen zu

sagen, dass er mich fest an ihn band. Bereitwillig hätte ich mein Leben für ihn aufgeopfert, wenn er es gewünscht hätte. Gern würde ich seinen Platz im Fleetgefängnis eingenommen haben, wenn ihm das seine Freiheit hätte verschaffen können. Nicht imstande, das eine oder das andere zu tun, überwachte ich ihn, während er lebte, und begrub ihn, als er starb.«

»O Herr, Ihr habt mich so fest an Euch gebunden, wie Ihr an meinen Vater gebunden wart«, rief Jocelyn. »Wegen der Anhänglichkeit, die Ihr ihn gezeigt habt, sehe ich mich auf ewig als Euren Schuldner an.«

Der Puritaner betrachtete ihn einen Augenblick fest. »Wie, wenn ich diese Beteuerungen auf die Probe stellen wollte?«, fragte er.

»Tut es«, entgegnete Jocelyn lebhaft. »Mein Leben gehört Euch.«

»Dein Leben!«, rief Hugo Calveley, fast wild seinen Arm ergreifend, während seine Augen strahlten. »Bedenke, wozu du dich erbietest.«

»Dabei ist nichts zu bedenken«, versetzte Jocelyn. »Ich wiederhole, mein Leben gehört Euch, wenn Ihr es fordert.«

»Vielleicht werde ich es fordern«, rief Hugo Calveley. »Und es kann bald geschehen.«

»Fordert es, wann Ihr wollt«, sagte Jocelyn.

»Vater!« fiel Aveline ein, »bindet den jungen Mann nicht durch dieses Versprechen. Sprecht ihn frei davon, ich bitte Euch.«

»Das Versprechen kann nicht zurückgenommen werden, mein Kind«, versetzte der Puritaner. »Aber ich werde die Erfüllung nie in Anspruch nehmen, außer zu einem hohen und heiligen Zweck.«

»Seid Ihr gewiss, das Euer Zweck wirklich heilig ist, Vater?«, fragte Aveline in leisem Ton.

»Was meinst du damit, Kind?«, rief Hugo Calveley mit finsternen Augenbrauen. »Ich bin nur ein Werkzeug in den Händen des Himmels, bestimmt, sein Werk zu tun; und wie mir befohlen wird, muss ich handeln. Der Himmel kann mich zu einer Geißel für den Unterdrücker und Übeltäter machen. Ich kann als Märtyrer für meinen Glauben sterben oder mit irdischen Waffen für denselben streiten. Zu dies allen bin ich bereit und füge mich in den Willen Gottes. Denkst du, es sei für nichts, dass dieser junge Mann – der Sohn meines teuren dahingeschiedenen Freundes – gerade zu dieser Zeit hierher geführt worden ist? Ist es für nichts, dass er gänzlich unaufgefordert sein Leben zu meiner Verfügung gestellt und sich so einer großen Sache gewidmet hat? Gleich mir selber hat er Unrecht zu rächen und der Herr der Heerschaaren wird seinen Vorsatz gelingen lassen.«

»Aber nicht in der Weise, wie Ihr es beabsichtigt, Vater«, versetzte Aveline. »Der Himmel wird Euch beiden Genugtuung für das Unrecht geben, welches Ihr erduldet habt; aber er muss sein eigenes Mittel und seine Zeit wählen.«

»Er hat bereits das Mittel gewählt und die Zeit kommt rasch herbei«, rief der Puritaner, dessen Blick wieder von fanatischem Licht entflammte. »Der Herr wird Israel vernichten von Grund aus.«

»Diese Dinge sind Rätsel für mich«, sagte Jocelyn, der mit großer Unruhe zugehört hatte; »ich möchte um eine Erklärung bitten.«

»Du sollst sie haben, mein Sohn«, versetzte Hugo Calveley; »aber nicht jetzt. Meine Stunde des einsamen Gebetes und des Umganges mit mir selber ist gekommen und ich muss

mich in mein Zimmer begeben. Geh in den Garten hinaus, Jocelyn – und begleite du ihn, Aveline. Ich will zu Euch kommen, wenn meine Andacht beendet ist.«

So redend verließ er das Zimmer, während das jugendliche Paar, seinem Wunsch gemäß, hinausging.

Zweites Kapitel

Wie das Versprechen aufgehoben wurde

Es war ein großer Garten, ehemals schön angelegt und angepflanzt, aber nun traurig vernachlässigt. Der breite Weg auf der Terrasse war mit Unkraut überwachsen. Die steinernen Stufen und die zierlich ausgehauenen Treppenpfeiler waren an einigen Stellen zerbrochen und mit Moos bedeckt. Der ehemals so glatt geschorene Rasenplatz hatte die Sichel vergessen. Die zierlich angelegten Beete waren so überwachsen, dass man ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr unterscheiden konnte. Die Irrgänge waren gänzlich verwachsen und die langen grünen Alleen nicht beschnitten.

Aber Jocelyn beachtete alle diese Vernachlässigung nicht, so vollständig wurde seine Aufmerksamkeit von dem schönen Mädchen in Anspruch genommen. Selbst das Geräusch der Maibelustigungen, die, auf kurze Zeit von Hugo Calvey unterbrochen, mit größerer Lebhaftigkeit wieder begonnen hatten. Das Läuten der Kirchenglocken, das Rufen der Menge und die Töne der Musik erreichten kaum sein Ohr. Zum ersten Mal hatte er jene köstlichen Empfindungen, welche die neugeborene Liebe in der Brust erregt. Die Bezauberung wirkte so rasch und mächtig auf ihn, dass er, ehe er es gewahr wurde, bereits davon überwältigt war. Es schien, als habe er bis zu diesem Augenblick nie eigentlich gelebt, wenigstens nie den Segen begriffen, den das Dasein in Vereinigung mit einem Wesen gewährt, welches imstande ist, das Entzücken zu erwecken, welches er nun empfand. Eine neue Welt, voll Liebe, Hoffnung und Sonnenschein, deren einzige Bewohner er und Aveline waren, schien plötzlich für ihn ge-

öffnet zu sein. Bisher war sein Leben von jeder großen Gemütsbewegung frei gewesen. Das einzige Gefühl, welches ihn in der letzten Zeit durchdrungen hatte, war das des erlittenen schweren Unrechts, vereint mit dem Durst nach Rache. Kein zärtlicherer Einfluss hatte seine fast raue Natur gemildert und seine Brust blieb öde wie die Wüste. Nun war der Felsen getroffen und das lebendige Wasser strömte reichlich hervor. Nicht als wäre in Norfolk und selbst in dem entfernten Teil der Grafschaft, wo er sein Leben zugebracht hatte, die weibliche Schönheit selten gewesen. Nirgend in der Tat ist die Blüte der Liebenswürdigkeit dichter ausgesät, wie in diesem begünstigten Teil unserer Insel. Aber allen jungen Damen, die er bisher gesehen hatte, war es nicht gelungen, ihn zu rühren. Und wenn irgendein Pfeil auf seine Brust gezielt worden wäre, so war er weit vom Ziel niedergefallen. Jocelyn Mounchensey war keine von jenen höchst empfänglichen Naturen, die rasch einen Eindruck empfangen und ihn noch rascher wieder verlieren. Auch würde er sich nicht leicht durch die Lockungen haben fangen lassen, welche die ränkevollen Mitglieder des weiblichen Geschlechts zuweilen anwenden. Erfüllt von dem altertümlichen Geist der Ritterschaft, der noch einigen Einfluss auf das Zeitalter übte, in welchem er lebte, war er bereit und fähig, der erhabenen Schönheit seiner Geliebten – vorausgesetzt, dass er eine solche hatte – glühende Huldigung darzubringen und ihre Überlegenheit gegen alle, welche dieselbe bezweifelten, zu behaupten, aber gänzlich unfähig, an einem niedrigeren Altar seine Verehrung darzubringen. Bei seinem freien Herzen fühlte er daher bei dieser Begegnung mit der Tochter des Puritaners, dass er in ihr einen Gegenstand gefunden hatte, den er längst gesucht und dem er sich mit Herz

und Seele widmen könne – ein Mädchen, deren Schönheit unvergleichlich war und deren geistige Eigenschaften ihren persönlichen Reizen entsprachen.

Auch war es keine Täuschung, woran er litt. Aveline Calveley war ganz so, wie seine Fantasie sie ihm vorstellte. Reinheit des Herzens, Milde der Gemütsart, geistige Anlagen gaben sich so deutlich in ihrem sprechenden Gesicht kund, wie die innersten Tiefen einer Quelle durch das klare Wasser zu sehen sind. Ihr Herz hatte gleich dem seinen noch keinen Eindruck empfangen. Liebe zu ihren Vater hatte es allein beherrscht, obwohl alle mächtige Kundgebung der kindlichen Zärtlichkeit durch das gewohnte strenge Wesen ihres Vaters gehemmt wurde. Von einer Verwandten in Cheshire er zogen, die beim Tod ihrer Mutter, der in ihrer frühen Kindheit erfolgte, die Sorge für sie übernommen, hatte sie ihren Vater erst in späteren Jahren kennen gelernt, als sie sich bei ihm aufhielt. Obwohl von Natur zur Andacht geneigt, konnte sie sich nicht mit seinen düsteren religiösen Ansichten und mit seiner strengen Lebensweise versöhnen. Obwohl sie nicht den Wunsch hegte, an den Eitelkeiten des Lebens teilzunehmen, wollte sie sich nicht überreden lassen, dass Heiterkeit mit Rechtschaffenheit unverträglich sei. Auch konnte aller Spott, den sie hörte, sie nicht veranlassen, diejenigen zu hassen, welche in religiösen Ansichten von ihr abwichen. Dennoch stieß sie keine Klage aus. Völlig gehorsam dem Willen ihres Vaters, fügte sie sich, soweit sie konnte, der von ihm vorgeschriebenen Lebensregel. Mit seiner beharrlichen Ansicht bekannt, stritt sie selten oder nie mit ihm, selbst wenn sie dachte, dass das Recht auf ihrer Seite sei, indem sie es für besser hielt, durch Unterwürfigkeit den Frieden zu erhalten, als durch Streit Zorn zu erregen. Die

Verhandlung über die Maispiele war eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen Benehmen und bildete eines von den wenigen Beispielen, wo sie gewagt hatte, ihre Ansicht gegen ihren Vater zu behaupten.

In der letzten Zeit empfand sie seinetwegen große Unruhe. Sehr verändert, schien er sich mit einem düsteren und schrecklichen Gedanken zu beschäftigen, der sich teilweise durch zornige Ausrufungen und leise gemurmelte Drohungen zu erkennen gab. Er schien sich als ein vom Himmel ausgewähltes Werkzeug der Rache gegen den Druck zu betrachten und sie fürchtete, er würde in dieser unheilvollen Stimmung eine schreckliche Handlung begehen. In dieser Ansicht wurde sie durch die Lebhaftigkeit bestärkt, womit er Jocelyns unbesonnenes Versprechen annahm, und sie beschloss, den jungen Mann zu warnen.

Wenn wir, um des Lesers Neugierde zu befriedigen, genötigt sind, den Zustand von Avelines Herzen in Beziehung auf Jocelyn zu untersuchen, so müssen wir aufrichtig gestehen, dass keine so glühende Flamme darin entzündet war, wie in der Brust des jungen Mannes brannte. Dass eine solche Flamme sich erheben konnte, war sehr möglich, ja wahrscheinlich, da die Funken der Liebe da waren und es an Brennstoff durchaus nicht fehlte. Diese Funken durften nur sanft angefacht und nicht achtlos ausgelöscht werden.

Die beiden jungen Personen sprachen wenig, als sie langsam über die Terrasse dahingingen. Beide fühlten sich verlegen – Jocelyn wünschte seine Gefühle auszusprechen, wurde aber von Schüchternheit zurückgehalten – Aveline zitterte, es möchte mehr gesagt werden, als sie zu hören wünschte oder was sie mit Recht beantworten könne. So gingen sie schweigend weiter, aber es war ein Schweigen, be-

redter als Worte, da jedes verstand, was das andere fühlte. Wie viel sie würden gesagt haben, wurde durch die Unmöglichkeit, irgendetwas zu sagen, kund gegeben.

Endlich blieb Jocelyn stehen, pflückte eine Blume und sagte, indem er sie ihr anbot: »Mein erstes Anerbieten wurde zurückgewiesen. Möge dieses glücklicher sein.«

»Gebt mir ein Versprechen, und ich will die Blume annehmen«, versetzte sie.

»Gern«, rief Jocelyn ihre Hand ergreifend und sie zärtlich ansehend. »Sehr gern.«

»Ihr seid zu bereit mit Euren Versprechungen«, versetzte sie mit traurigem und zugleich lieblichem Lächeln. »Was ich wünsche, ist, dass Ihr Euer hastiges Versprechen, welches Ihr meinem Vater gegeben habt, zurücknehmen und mir helfen werdet, ihn von dem Unternehmen abzubringen, wozu er Euch bestimmen wollte.«

Als diese Worte ausgesprochen wurden, trat der Puritaner hinter der Hecke hervor, die ihn in den Stand gesetzt, sich ihm unbemerkt zu nähern und ihre kurze Unterredung zu belauschen.

»Halt!«, rief er in feierlichem Ton, indem er Jocelyn mit großem Ernst ansah. »Jenes Versprechen ist geheiligt. Es wurde im Namen Eures Vaters abgelegt und muss erfüllt werden. Meine Absicht ist unveränderlich.«

Der Einfluss des Enthusiasten auf Jocelyn wäre unwiderstehlich gewesen, hätte sich nicht Aveline eingemischt.

»Lasst Euch nicht von ihm beherrschen«, sagte sie leise zu dem jungen Mann und fügte dann zu ihrem Vater gewendet hinzu: »Mir zuliebe gebt ihm sein Versprechen zurück.«

»Wenn er es fordert, soll es geschehen«, versetzte der Puritaner, den jungen Mann fest ansehend, als wollte er seine

Seele durchschauen. »Zaudert Ihr?«, rief er in Tönen der tiefsten Kränkung, als er sah, dass Jocelyn schwankend wurde.

»Ihr könnt seine Wünsche nicht missverstehen, Vater«, sagte Aveline.

»Lass ihn selber reden«, rief Hugo Calveley zornig. »Jocelyn Mouchensey!«, fuhr er fort, indem er seine Arme über die Brust faltete und den jungen Mann starr ansah, »Sohn meines alten Freundes! Sohn dessen, der in meinen Armen starb! Sohn dessen, den ich der Erde übergab! Wenn du etwas von dem wahren Geist deines Vaters hast, so wirst du bei einem Versprechen bleiben, welches du freiwillig abgelegt und welches, wie du es ausgesprochen, alle Heiligkeit und Kraft eines vor dem Himmel abgelegten Gelübdes hat, wo es aufgezeichnet und gebilligt worden von dem, der uns vorangegangen ist.«

Sehr bewegt von dieser Anrede, hätte Jocelyn wahrscheinlich eingewilligt, aber Aveline fiel ein: »Nicht so, Vater«, rief sie. »Die Geister der Gerechten – und diesen gehört der Freund an, den Ihr erwähnt – würden nie den Plan billigen, wozu Ihr, in Folge eines unbesonnenen Versprechens, diesen jungen Mann verbindlich machen wollt. Sprecht ihn davon frei, ich bitte Euch.«

Ihre Energie erschütterte selbst die Festigkeit des Puritiners.

»Es sei, wie du willst, Tochter«, sagte er nach einer Pause von einigen Augenblicken, während welcher er erwartete, dass Jocelyn reden werde. Als aber der junge Mann nichts sagte, erklärte er sein Schweigen richtig. »Es sei, wie du willst, da er es auch so will. Ich gebe ihm sein Versprechen zurück. Aber lass mich ihn nicht wiedersehen.«

»Mein Herr, ich bitte Euch!«, rief Jocelyn.

Aber er wurde von dem Puritaner unterbrochen, der sich verächtlich von ihm wendete und zu seiner Tochter sagte: »Lass ihn sogleich sich entfernen!«

Aveline gab dem jungen Mann ein Zeichen zu gehen. Als er aber bewegungslos stehen blieb, fasste sie seine Hand und führte ihn eine Strecke auf der Terrasse weiter. Dann ließ sie ihn los und sagte ihm Lebewohl!

»Warum habt Ihr dies getan?«, fragte Jocelyn vorwurfsvoll.

»Befragt mich nicht, sondern haltet Euch überzeugt, dass ich zu Eurem Besten gehandelt habe«, entgegnete sie. »O Jocelyn!«, fuhr sie dringend fort, »sollte sich eine Gelegenheit finden, meinem Vater zu dienen, so versäumt sie nicht.«

»Gewiss nicht«, versetzte der junge Mann. »Werden wir uns nicht wiedersehen?«, fragte er in sehr ängstlichem Ton.

»Vielleicht«, antwortete sie. »Aber Ihr müsst gehen. Mein Vater wird ungeduldig werden. Noch einmal, lebt wohl!«

Hierauf trennten sie sich. Der junge Mann entfernte sich kummervoll, während ihre Fußstritte sich nach der entgegengesetzten Richtung entfernten. Mittlerweile wurden die Maispiele auf dem Rasenplatz mit zunehmender Heiterkeit und ohne das geringste Hindernis fortgesetzt. Mehr als einmal hatten die Tänzer ihre Runde gemacht und Gillian und Dick Taverner in ihrer Mitte. Mehr als einmal hatte der kühne Lehrling, der nun verzweifelt in seine schöne Tänzerin verliebt war, einen Kuss von ihren Lippen zu stehlen gewagt. Mehr als einmal hatte er ihr Worte der Liebe ins Ohr geflüstert, obwohl er noch keine zärtliche Antwort erhalten hatte.

Einmal hatte er ihre Hand genommen, sie aber nicht wie-

der losgelassen. Vergebens forderten andere junge Burschen sie zum Tanz auf. Dick weigerte sich, seinen Preis auszuliefern. Sie frühstückten miteinander in einer kleinen Laube, die aus grünen Zweigen gebildet war. Es war ein entzückender Ort und recht für Liebende geeignet. Dicks Appetit, der noch vor einer Stunde sehr heftig gewesen, war nun gänzlich verschwunden. Er konnte nichts essen. Er lebte nur von der Liebe. Als sie sich aber bewegen ließ, von einem schäumenden Becher, mit Bier gefüllt, zu nippen, schlang er das übrige Getränk mit Entzücken hinunter. Als dies geschehen war, setzten sie ihre Belustigungen fort und begannen wieder zu tanzen. Die Glocken tönnten hell, die Versammlung jubelte und die Musikanten spielten. Ein seltsamer Kontrast gegen das, was im Garten des Puritaners vorging.

Drittes Kapitel

Der Palast Theobalds

Der prächtige Palast Theobalds, in der Nähe von Cheshunt in Hertfordshire gelegen, ursprünglich die Wohnung des großen Lord Schatzmeisters Burleigh und der Ort, wo die Königin Elisabeth und die Gesandten an ihrem Hof häufig und auf glänzende Weise bewirtet wurden, wenn sie, wie Stow sagt, sich in königlicher Pracht zeigte und mit ebenso großem Aufwand und Glanz bedient wurde, wie zu irgend-einer anderen Zeit oder an einem anderen Orte, und zwar alles auf Seiner Herrlichkeit Kosten – mit reichem Prunk, bildlichen Darstellungen und allen Arten von Belustigungen zur angenehmen Unterhaltung ihrer Majestät und ihres ganzen Gefolges, mit großem Dank von allen, die daran teilnahmen, und mit großem Lob von allen, die auswärts davon hörten – kam dieser berühmte und prachtvolle Palast mit seinen stattlichen Gärten, worin Elisabeth so oft gewandelt und mit ihrem getreuen Minister sich beraten hatte, und mit seinen schönen Parks und Jagdrevieren, wohl mit Wild versehen, worin sie so oft gejagt, einige vor dem Beginn dieser Geschichte, auf die Weise, die wir hier angeben werden, in den Besitz Jakob des Ersten. Jakob der Erste sah Theobalds zuerst auf seiner Reise von Schottland, um die englische Krone zu übernehmen. Es war der letzte Punkt, an welchem er verweilte, ehe er in die Hauptstadt seines neuen Reiches einzog. Hier wurde er und seine vornehme Begleitung von Sir Robert Cecil, späteren Grafen von Salisbury, bewirtet, der sich als den würdigen Sohn seines berühmten und gastfreien Vaters zeigte, indem er den Monarchen und sein zahl-

reiches Gefolge in demselben fürstlichen Stil aufnahm, den der Lord Schatzmeister gegen die Königin Elisabeth gezeigt hatte. Ein Augenzeuge hat des Königs Ankunft in Theobalds bei dieser Gelegenheit beschrieben. John Savile sagt: »Seine Majestät kam den Weg daher und vor ihm einige vom Adel, Barone, Ritter, Knappen, Gentlemen und andere, unter welchen der Sheriff von Essex und die meisten von seinen Leuten, indem die Trompeten dicht vor Seiner Hoheit bliesen, zuweilen die eine, zuweilen die andere, während Seine Majestät nicht beständig zwischen denselben zwei Trompetern ritt, sondern zuweilen zwischen diesen, zuweilen zwischen jenen, wie es seiner Hoheit am besten schien. Der ganze Adel unseres Landes und Schottlands war um ihn her, ohne einen Unterschied des Standes zu beobachten und alle in bloßem Kopf, wo alle beim Eintritt in den ersten Hof von ihren Pferden abstiegen, mit Ausnahme Seiner Majestät allein, der noch weiter ritt, indem vier Edelleute sein Pferd fassten, zwei vorn und zwei hinten. Auf diese Weise kam er zu dem Hoftor, wo ich selber stand. Am Eingang in jenen Hof standen viele Edelleute und unter diesen Sir Robert Cecil, der Seine Majestät ins Haus führte, was bei lautem Beifall der Menge geschah, die ihre Hüte in die Höhe warfen. Seine Majestät war nicht über eine Stunde in seinem Zimmer geblieben, als er die Menge in den inneren Hof drängen hörte, um Seine Hoheit zu sehen. Da zeigte er sich eine volle halbe Stunde an seinem Fenster und dann ging er in dem labyrinthartigen Garten, und zwar in jenem Teil, wo er von Lorbeer, Rosmarin und ähnlichen Pflanzen vor der Sonnenhitze geschützt war, bis zur Zeit der Abendtafel, wo alle Klassen von Männern an ihren bestimmten Plätzen so reichlich bewirtet wurden, dass es meine Bewunderung erregte. Um mit

den Soldaten und all denen zu beginnen, die von dem Vorrecht jedes Hofes ausgeschlossen sind, diese wurden so reichlich mit Rindfleisch, Kalbsfleisch, Hammelfleisch, Brot und Bier bewirtet, dass sie sangen ›Ich wollt, dass alle Tag Sonntag wär‹ und beständig aßen und tranken. Für die armen, notleidenden und verstümmelten Soldaten, die sich der Unterstützung wegen dorthin begaben, war der Wein, das Geld und die Speisen, die sie sehr reichlich erhielten, ein hinreichender Antrieb geworden, um es bei ihrer Ankunft in London weit und breit zu verkünden.«

Der Leser wird sich über die außerordentliche und unbeschränkte Gastfreiheit, die in jenen Tagen geübt wurde, wundern, die sich auf alle Klassen und selbst auf die verwundeten und verstümmelten Veteranen erstreckte, welchen man die Bewirtung in Gestalt eines Almosens reichte. Wir finden nichts Ähnliches in neueren Zeiten.

Theobalds machte einen sehr günstigen Eindruck auf Jakob, der, der Jagd leidenschaftlich zugetan, in den mit Wild wohl versehenen Parks das Mittel sah, seinen Geschmack nach Gefallen zu befriedigen. Der Zusammenhang mit Enfield Chase war auch eine große Empfehlung. Die an sich schöne Lage war zurückgezogen und doch nicht zu weit von der Hauptstadt. Es schien die Vorteile eines königlichen Jagd Schlosses mit allem Glanz des Palastes zu vereinen. Seine Vorliebe wurde durch einen zweiten Besuch, den er 1606 dort abstattete, noch erhöht, als er von seinem Schwager Christian, König von Dänemark, begleitet und die beiden Monarchen von dem Grafen von Salisbury glänzend empfangen wurden. Der dänische König trank unmäßig sowie auch sein ganzes Gefolge. Sie teilten dem englischen Hof bald ihre trunkenen Gewohnheiten mit. Der gute König Ja-

kob selber wurde täglich zwei Mal betrunken; und traurig zu erzählen, die Damen des Hofes selbst folgten dem königlichen Beispiel, gaben alle Nüchternheit auf und taumelten trunken umher. So sagt Sir John Harington, der eine sehr unterhaltende Beschreibung von den in Theobalds gehaltenen Orgien und den trunkenen Ausschweifungen des Königs Christian liefert: »Eines Tages wurde ein großes Gastmahl gehalten und nach demselben gab man eine Vorstellung von Salomons Tempel und von dem Besuch der Königin von Saba, vor Ihren Majestäten, nach der Erfindung des Grafen von Salisbury und anderer. Aber ach! Alle irdischen Dinge sind eitel und so auch unsere Vorstellung. Die Dame, welche die Rolle der Königin spielte, trug sehr kostbare Geschenke für beide Majestäten in den Händen, doch verfehlte sie die Stufen, die zu dem Baldachin führten, schüttete das Kästchen in den Schoß Seiner dänischen Majestät und fiel zu seinen Füßen nieder, ja, ich glaube vielmehr, in sein Gesicht. Groß war die Eile und Verwirrung. Tücher und Servietten waren zur Hand, um alles wieder zu reinigen. Dann stand Seine Majestät auf, um mit der Königin von Saba zu tanzen. Aber er fiel nieder, demütigte sich vor ihr und wurde in ein inneres Zimmer getragen und auf ein Prachtbett niedergelegt. Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang und die meisten von den darstellenden Personen taumelten rückwärts oder fielen nieder, so sehr hatte der Wein ihre Oberstübchen eingenommen.«

Der würdige Sir John scheint sich sehr über dieses schamlose Verfahren empört zu haben, und er ruft pathetisch aus: »Die Dänen haben die Briten besiegt, denn ich sehe keine Männer oder Weiber, die sich selber beherrschen können.«

Auch verfehlt er nicht, diese seltsamen Vorstellungen mit

dem zu vergleichen, was zur Zeit der Königin Elisabeth geschah, indem er bemerkt: »Ich sah nie einen solchen Mangel an Ordnung, Anstand und Nüchternheit wie jetzt.«

Da Jakob sich in den Kopf gesetzt hatte, dass er Theobalds haben wolle, so bot er dem Grafen von Salisbury zum Tausch dafür das Schloss und die Besitzung Hatfield an. Als der Vorschlag angenommen worden war – er konnte nicht wohl zurückgewiesen werden – geschah die Übereignung des ersehnten Orts am 22. Mai 1607, wobei der Prinz Joinville, Bruder des Herzogs von Guise, zugegen war, wo eine neue Festlichkeit gehalten und eine mittelmäßige Maske von Ben Jonson aufgeführt wurde. Ob der König oder der Graf den besten Handel gemacht hatte, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Bezaubert von diesem Erwerb, begann Jakob die Verbesserung und Verschönerung, indem er den Park erweiterte, einen Teil von Enfield Chase, von Northam und Cheshunt Commons hinzunahm und das Ganze mit einer hohen Mauer von Backsteinen, zehn Meilen im Umfang, umgab. Innerhalb dieses Umkreises fand er Gelegenheit, sich seiner Neigung zur Jagd hinzugeben, da der Ort einen unerschöpflichen Vorrat von dem schönsten Wild im Königreich hatte. Dort konnte man den Schall seines Jagdhorns und das Bellen seiner Lieblingshunde hören, wenn er den Sorgen des Staats oder den Mühen der Ratssitzung entfliehen konnte. Er entfloß so häufig diesen Anforderungen an seine Zeit. Die Anziehungskraft der Wälder von Theobalds war so unwiderstehlich, das ihm darüber Vorstellungen gemacht wurden – aber sie waren gänzlich unwirksam. Er erklärte, er wolle lieber nach Schottland zurückkehren, als seine Unterhaltungen aufgeben.

Zur Zeit seiner Größe konnte man Theobalds das Fontainebleau von England nennen. Wenn auch nicht mit dem Schloss Windsor hinsichtlich der großartigen Lage und der Pracht der Waldszenerie zu vergleichen, war es doch immer eine stattliche Residenz und würdig des Monarchen eines mächtigen Landes. Mit viereckigen Türmen von beträchtlicher Höhe und Stärke gekrönt, wovon jeder mit einem Löwen und einer Wetterfahne versehen war, hatte das Schloss außerdem einen großen laternenförmigen, mittleren Turm, der stolz über die anderen hinwegragte, vortrefflich gebaut war und Türmchen an jeder Ecke hatte, worin zwölf Glocken zu einem Glockenspiel hingen und worin sich ein Uhrwerk von sehr künstlicher Erfindung befand. Das ganze Gebäude war von vortrefflichen Ziegelsteinen erbaut, mit Hohlkehlen und Karniesen von Stein. Wenn man sich demselben von Süden vermöge einer schönen Baumallee näherte, die in doppelten Reihen gepflanzt und eine Meile lang war, so stellte es eine auffallende und höchst malerische Erscheinung dar, mit seinen hohen Türmen, seinen vergoldeten Wetterfahnen, seiner Menge verschlungener Schornsteine, seinen Bogenhängen, seinen Balkons und seinen ungeheuren Erkerfenstern. Auch verlor es seinen majestätischen und schönen Anblick nicht, wenn man sich ihm weiter näherte und seine mächtigen Proportionen sich vollständiger entwickelten. Dann bemerkte man die hohen, aber unregelmäßigen Giebel, die ungeheuren Tore, die Säulengänge und die prächtigen Gärten, mit seinen fünf Höfen und zahllosen Zimmern, die es enthielt, um von den Gemächern zu schweigen, die zu den Zwecken des Haushaltes bestimmt waren, bildete das mächtige Gebäude an sich schon eine wohlbevölkerte Stadt. Die Mitglieder des Haushaltes und die verschiedenen damit

in Verbindung stehenden Offizianten waren so zahlreich wie die Zimmer selber.

Ein Reiz und eine Eigentümlichkeit des Palastes, von außen sichtbar, bestand in den vorher erwähnten Bogengängen, die sich an jeder Seite hoch hinauf an dem Gebäude befanden. Vor dem Wetter geschützt, gewährten diese Gänge einen Blick auf die verschiedenen Höfe und Gärten und herrliche Aussichten auf die liebliche Waldszene umher. Von hier konnte man Cheshunt und Waltham Abbey, Enfield und andere umliegende Dörfer durch die grünen Lichtungen des Parks unterscheiden.

Auf der südlichen Seite, dem großen Baumgang gegenüber, befand sich ein breiter, offener Säulengang mit mehreren schönen steinernen Pfeilern von sieben Bogen überwölbt mit einem zierlichen Geländer und Balustraden versehen, worin die Könige und Königinnen von England und der Stammvater des alten Lord Burleigh und verschiedener anderer alten Familien gemalt waren.

Das Hauptgebäude des Palastes bestand in zwei großen Vierecken; das eine, welches sechsundachtzig Fuß im Quadrat enthielt, wurde der Fontänenhof genannt wegen des Umstandes, dass sich ein Springbrunnen von schwarzem und weißem Marmor darin befand. Das andere Viereck, welches hundertzehn Fuß im Quadrat hatte, wurde der mittlere Hof genannt. Außer diesen waren noch drei andere kleinere Höfe vorhanden, der Sonnenzeigerhof, der Speisekammerhof und der Taubenhaushof, worin sich die Gemächer für den Haushalt befanden.

An der Ostseite des Fontänenhofes stand ein gewölbter Säulengang und im unteren Stock befand sich eine geräumige Halle mit Marmor gepflastert und mit einer zierlich gearbeiteten

teten Decke verziert. Daran stießen die Zimmer des Grafen von Salisbury als Schlosshauptmann von Theobalds, das Zimmer des Staatsrats und die Zimmer des Sir Lewis Lewkeuer, Zeremonienmeister, und Sir John Finetts. Darüber befand sich das Audienzzimmer, mit Eichenholz getäfelt, braun bemalt und vergoldet, mit reich verzierter Decke und mächtigen Fenstern, auf deren Glas verschiedene Wappen gemalt waren. In der Nähe desselben befand sich das Privatzimmer und des Königs Schlafzimmer nebst einer weiten Galerie, hundertdreiundzwanzig Fuß lang, getäfelt und mit einer Decke versehen, gleich dem Audienzzimmer, aber noch prächtiger bemalt und ausgeschmückt. Die Wände waren mit Hirschköpfen mit mächtigem Geweih verziert. Im oberen Stock waren die Zimmer des Herzogs von Lennox als Lord Kämmerer und dicht daran einer von den oben erwähnten äußeren Gängen, zweiundsechzig Fuß lang und elf breit, von wo man wegen der hohen Lage bis nach Ware sehen konnte.

In dem mittleren Hof befanden sich die Gemächer der Königin, ihre Kapelle, ihr Audienzzimmer nebst mehreren anderen und eine Galerie darüber, fast ebenso lang, wie die für den König bestimmte. In diesem Viereck befanden sich auch die Zimmer des Prinzen Karl. Über den Letzteren war die grüne Galerie, hundertneun Fuß lang. Verhältnismäßig breit über der Galerie befand sich noch ein anderer äußerer bedeckter Gang, worin zwei hohe Bogen von Ziegelsteinen, die dem Haus zu nicht geringer Zierde dienten und es für alle, die vorüberkamen, schön und angenehm machten.

Die Gärten waren bezaubernd und in vollkommener Übereinstimmung mit dem Palast. Sie nahmen mehrere Morgen ein und schienen unendlich größer als sie wirklich waren, da

sich viele verwickelte Gänge, Labyrinth und Irrgewinde dort befanden, sodass man sich leicht darin verirrt und zuweilen eines Führers bedurfte, um herauszukommen. Sie enthielten einige schöne Kanäle, Springbrunnen und Statuen. In Verbindung damit standen die Prioreigärten nebst anderen Einzäunungen für Fasane, Vogelhäuser und Menagerien, denn Jakob liebte die wilden Tiere und hatte eine Sammlung davon, die eines zoologischen Gartens würdig war. In einen von seinen Briefen an Buckingham, als der Letztere in Madrid war, fragt er nach den Elefanten, den Kamelen und den wilden Eseln. Er hatte immer ein Kamelhaus in Theobalds. Um unsere Beschreibung zu schließen, können wir hinzufügen, dass der Hof für das Ballspiel, die Reitbahn, die Hundeställe und das Falkenhaus der Größe des Palastes angemessen waren.

Unter den weit ausgebreiteten Ästen einer edlen Ulme, die einen Teil der großen Allee bildete und in geringer Entfernung vom Haupteingang des Palastes stand, war an einem angenehmen Nachmittag im Mai eine Gruppe von Personen versammelt, die fast ausschließlich in Bekannten bestanden. Der Vorzüglichste unter ihnen war Jocelyn Mouchensey, der abgestiegen war und sein Pferd an einen Ast gebunden hatte. Nun lehnte er sich an den mächtigen Stamm des Baumes und betrachtete das prächtige Gebäude, welches wir zu beschreiben versucht haben. Noch unbekannt mit dem inneren Glanz desselben, wurde es ihm nicht schwer, sich ihn nach dem, was er von außen sah, vorzustellen. Die Tore waren offen und zeigten ihm das große Viereck mit dem schönen marmornen Springbrunnen in der Mitte, der mit den vortrefflichen Statuen der Venus und des Cupido verziert war. Zahlreiche Offizianten des Haushalts, Pagen, Türsteher

und Diener in königlichen Livreen und von Zeit zu Zeit eine Person von Auszeichnung gingen beständig über den Fontänenhof. Zierlich gekleidete Hofleute in Wämser von Atlas und Mänteln von Samt trieben sich auf den Balkons des Audienzsaales umher und starrten Jocelyn und seine Begleiter an, weil sie nichts Besseres zu tun wussten. Andere junge Edelleute, von reich gekleideten Damen begleitet, wovon einige zu den Vornehmsten und Liebenswertigsten des Landes gehörten, spazierten auf der Gartenterrasse zur Rechten laut plaudernd und lachend auf und ab. Überall herrschte Leben und Bewegung. Selbst auf dem Gang des Lord Kämmerers, der, wie wir gesagt haben, in dem oberen Teil des Gebäudes angebracht war und eine Art äußerer Galerie bildete, waren drei Personen zu unterscheiden. Um dem Leser die Mühe des Erratens zu ersparen, wollen wir ihm sagen, dass diese drei Personen der Lord Kämmerer, Herzog von Lennox, der spanische Gesandte, Graf von Gondomar und Lord Roos waren. Vor dem großen Tor standen vier Wächter mit dem königlichen Wappen auf der Brust und auf dem Rücken ihrer roten Wämser, mit Rosen an ihren Samthüten, Rosen an ihren hohen Schuhen und Hellebarden auf ihren Schultern. Gerade im Tor stand ein riesenhafter Portier, der die rüstigen Wächter mit Kopf und Schulter überragte. Von dem Gipfel des hohen mittleren Turmes des Palastes flatterte das königliche Banner, sodass es in der ganzen Umgegend zu sehen war.

An der anderen Seite des Baumes, an den sich Jocelyn lehnte und mehr den langen Gang hinunter, als zu dem Palast hinblickte, stand Dick Taverner, der indessen seinem Herrn wenig Aufmerksamkeit schenkte, da er mit einem viel anziehenderen Gegenstand in seiner Nähe beschäftigt war. Dick

Taverner hatte Gillian Greenford bewogen, ihn nach Theobalds zu begleiten. Da das schöne Mädchen nicht allein gehen konnte, so hatte sie ihren gutmütigen alten Großvater durch Schmeicheleien bewogen, sie dorthin zu bringen. Sie saß nun hinter ihm auf einem Sattelkissen auf einem starken, rauhaarigen Pferd. Dick war in Entzücken über seinen glücklichen Erfolg. Der Ritt von Tottenham war reizend gewesen. Sie hatten sich eine kurze Zeit aufgehalten, nun in der *Glocke* zu Edmonton einen Krug Bier zu trinken, wo Dick hatte frühstücken wollen, woran der Zufall ihn so angenehm verhindert hatte. Der alte Landmann, der infolgedessen sehr gesprächig wurde, erzählte während der Reise von nichts anderem als von der guten Königin Elisabeth und ihren häufigen Besuchen in Theobalds zur Zeit des alten Lord Burleigh. Das junge Paar achtete wenig auf seine Gesprächigkeit. Sie ließen ihn weiterreden und stellten sich, als ob sie ihn zuhörten, obwohl sie in der Tat kaum ein Wort von dem, was er sagte, beachteten. Als sie aber in den Park von Theobalds eintraten, fanden sie ihre Sprache wieder und Gillian wurde laut in ihrer Bewunderung der schönen Lichtungen, die sich vor ihnen öffneten, und der zierlichen Bewohner des Waldes, die leicht über den Rasen dahintrippelten oder auf die Dickichte zueilten. Der Park erschien sehr schön mit seinen majestätischen Eichen in ihrem frisch geöffneten Laub vom zartesten Grün, mit seinen zahlreichen, weit ausgebreiteten Buchen, seinen zerstreuten Dornbüschen mit weißer Blüte und dem jungen Farnkraut, welches eben in den Vertiefungen hervorsprossete. Kein Wunder, dass Gillian entzückt war. Dick war ebenso bezaubert und bedauerte, dass er nicht, gleich König Jakob, Herr des schönen Parks sei, um nach seinem Gefallen darin jagen zu können. Wenn er der

König gewesen, wäre Gillian natürlich seine Königin gewesen und hätte mit ihm jagen können. Der alte Greenfield bewunderte auch die Szene und konnte nicht umhin, einzustehen, dass der Park verschönert worden sei, obwohl er einen Seufzer ausstieß bei dem Gedanken, dass die Königin Elisabeth und der Lord Schatzmeister nicht mehr darin zu sehen wären.

Nachdem sie einige Meilen auf dem Weg weitergeritten waren, der sie über ein schönes wellenförmiges Land dahinführte und einen Blick über die Waldszene gewährte und sich zuweilen in die Tiefen der Lustwäldchen versenkte, wo der Pfad von überwölbenden Bäumen bedeckt war, führte er über einen freien Jagdplatz, mit einzelnen bejahrten Eichen übersät, dann um den Rand eines Teiches, von Rohr und Binsen umgeben, zum Schutz der Wasservögel, dann an einer großen Reiherfamilie vorüber, auf deren sorgfältige Erhaltung Jakob die äußerste Wichtigkeit legte, näherten sie sich endlich der langen Allee, die zu dem Palast führte. Am Eingang derselben fanden sie Jocelyn ihrer wartend.

Der junge Mann, der kein Interesse an ihrer Gesellschaft gefunden hatte, war vorausgeritten. Die seltsamen Ereignisse des Morgens gaben ihm reichlichen Stoff zum Nachdenken und er wünschte, mit sich selber zu Rate zu gehen. Als die anderen daher in Edmonton anhielten, verließ er sie und versprach zu warten, bis sie nachkämen, ehe er in den Bereich des Palastes eintrete. Wenn dieser Ritt nicht so angenehm war, wie der ihre, so setzte er ihn wenigstens in den Stand, einigermaßen seine Ruhe des Geistes wieder zu erlangen, die durch seine plötzliche Trennung von Aveline beträchtlich gestört worden. Ihr Bild stand ihm beständig vor Augen. Da es sich nicht verbannen lassen wollte, vereinte es

sich mit jedem Gegenstand, den er vor sich sah. Anfangs verzweifelte er, sie wiederzusehen, aber als er nach und nach ruhiger wurde, belebten sich seine Hoffnungen wieder. Schwierigkeiten, welche unüberwindlich schienen, begannen zu verschwinden. Als Dick Taverner und seine Begleiter herankamen, empfand er einige Neigung zu reden. Gillians herzliche Heiterkeit und gute Laune halfen dazu, ihn zu beleben. Da er von einem der königlichen Aufseher, der ihm begegnet war, erfahren hatte, dass der König mit seiner großen Gesellschaft an den Ufern des New River, den man durch den Park geleitet hatte, auf die Falkenbeize gegangen war und aller Wahrscheinlichkeit nach durch die große Allee zum Palast zurückkehren werde, so machte er den Vorschlag, dass sie sich irgendwo in derselben aufstellen wollten, um ihn vorüberkommen zu sehen. Diese Anordnung gefiel allen, darum gingen sie langsam den Gang hinauf und nahmen die beschriebene Stellung ein.

Mehr als eine Stunde verging aber, und Jakob, der wahrscheinlich an seiner Jagd Vergnügen fand, kam noch immer nicht.

Ohne um ihren hohen Rang zu wissen oder den geringsten Begriff zu haben, dass der Graf Gondomar einer von ihnen sei, hatte Jocelyn die drei Personen auf der Galerie des Lord Kämmerers bemerkt. Er hatte gesehen, wie sie anhielten und auf die kleine Gruppe gesehen hatten, wovon er selber einen Teil bildete. Kurz darauf entfernten sich zwei von der Gesellschaft und ließen den Dritten allein auf der Galerie. Bald darauf sah man diese beiden Personen über den Fontänenhof gehen, das große Tor passieren und ihre Schritte zu der Allee lenken.

Als sie sich näherten, erkannte Jocelyn einen von ihnen als

Lord Roos, den er an der Wirtstafel der Madame Bonaventure eine so ausgezeichnete Rolle hatte spielen sehen. Der andere war ihm gänzlich unbekannt. Dass er aber eine Person von der größten Auszeichnung sei, davon hielt er sich überzeugt, sowohl wegen seiner stolzen Haltung und seiner prächtigen Kleidung als auch wegen des unverkennbaren Respekts, den sein Begleiter ihm zollte. Er war fast von kleiner Statur, denn er war etwas unter der gewöhnlichen Größe, aber seine Figur war bewundernswürdig proportioniert und stellte sich, vermöge seiner reichen Kleidung, so vorteilhaft als möglich dar.

Sein Wams war von seegrünem Atlas mit Silber und Schwarz gestickt und mit reichen offenen Ärmeln versehen. Sein spanischer Mantel war von Samt von derselben Farbe und ähnlich gestickt. Seine Beinkleider waren von lohfarbiger Seide und die Federn an seinem Hut schwarz und weiß gestreift. Er war mit dem Orden des goldenen Vlieses dekoriert und hatte an seiner Seite eine echte Klinge von Toledo mit einem Griff von der zierlichsten Arbeit. Um seinen Hals trug er eine breite dreifache Halskrause mit zackigen Spitzen besetzt. Sein Gesicht war von ovaler Form, sein Teint von reicher Olivenfarbe, seine Augen groß, dunkel und lebhaft, seine Züge auffallend schön und seine Blicke durchdringend, sein Haar rabenschwarz, kurz geschnitten und aus der Stirn gekämmt.

Lord Roos und sein Begleiter gingen dicht an Jocelyn vorüber, ohne ihn zu beachten, blieben aber vor Gillian stehen und sahen sie mit frecher Bewunderung an. Sie war offenbar der Gegenstand, der sie herausgeführt hatte. Das arme Mädchen wurde sehr verlegen bei ihren glühenden Blicken und errötete bis an die Schläfen. Dick Taverner zitterte vor Wut

und Eifersucht und begann zu bereuen, seine Geliebte in eine so gefährliche Nachbarschaft gebracht zu haben.

Der Träger des spanischen Mantels schien am meisten betroffen von Gillians Reizen.

»En verdad!« (In Wahrheit!), rief er, »dies ist das liebenswerteste Landmädchen, welches ich gesehen habe, seitdem ich nach England gekommen bin. Ich glaubte, meine Augen täuschten mich nicht hinsichtlich ihrer Schönheit, als ich sie von der Galerie des Lord Kämmerers ins Auge fasste.«

»Der Graf von Gondomar hat immer ein Adlerauge für ein hübsches Mädchen«, versetzte Lord Roos lachend.

»Der Graf von Gondomar«, sagte Jocelyn bei sich selber, der die Worte hörte. »Ei, dies ist ja der, dem ich den Ring zeigen muss. Die Gelegenheit darf nicht versäumt werden.«

Ohne auf das Unpassende zu achten, nahm er seinen Hut ab, ging auf den Spanier zu und sagte: »Ich glaube, ich habe die Ehre, den Grafen von Gondomar anzureden?«

»Was soll diese Aufdringlichkeit bedeuten?«, fragte Lord Roos heftig. »Was habt Ihr Seiner Excellenz zu sagen?«

»Ich bringe ihm ein Zeichen, Mylord«, versetzte der junge Mann, den Ring zeigend, den ihm der maskierte Reiter für den Gesandten gegeben hatte.

»Ha!«, rief Gondomar, den Ring ansehend und Jocelyn fest anblickend, »ich muss mit diesem jungen Mann reden, Mylord.«

»Und das Mädchen aufgeben?«, fragte Lord Roos.

»Nein, nein, Ihr müsst für sie Sorge tragen«, versetzte Gondomar in leisem Ton. »Könnt Ihr nicht Lady Exeter bewegen, sie in ihren Dienst zu nehmen?«

»Ich will es versuchen«, entgegnete Lord Roos. »Und

seht!«, fuhr er fort, indem er die Allee hinunter deutete, »die königliche Gesellschaft kehrt zurück. Da kann ich mich gleich überzeugen, ob Ihre Herrlichkeit völlig für sich eingenommen ist. Ich darf sie nicht verlieren. Nun, Herr«, fügte er hinzu, indem er mit Jocelyn auf die Seite trat, »Ihr habt mir das Zeichen von meinem zuverlässigen Agenten gebracht und ich erkenne daran, dass Ihr eine Person seid, auf die ich mich verlassen kann.«

»In allem, was einem Gentleman und einem Mann von Ehre und Loyalität geziemt, können sich Eure Exzellenz auf mich verlassen«, entgegnete Jocelyn.

»Ich werde nichts fordern, was nicht mit diesen Grundsätzen übereinstimmt«, sagte der spanische Gesandte.

»Nachdem dieser Punkt beseitigt ist, lasst mich wissen, wie ich Euch dienen kann, denn ich setze voraus, dass Ihr eine Bitte vorzutragen habt?«

»Eure Exzellenz können mir sehr wesentlich dienen«, entgegnete Jocelyn. »Ich bin in Gefahr.«

»Ich dachte es«, bemerkte Gondomar mit einem Lächeln. »Da Ihr Euch unter meinen Schutz gestellt habt, will ich mein Möglichstes tun, Euch vor Schaden zu bewahren. Aber wer ist Euer Feind?«

»Ich habe zwei tödliche Feinde, Sir Giles Mompesson und Sir Francis Mitchell«, versetzte Jocelyn.

»Ich kenne sie gut. Sie sind Werkzeuge von Buckingham«, sagte Gondomar. »Es sind in der Tat gefährliche Feinde.«

»Ich habe einen, der noch gefährlicher ist«, entgegnete Jocelyn. »Ich habe Ursache zu fürchten, dass ich mir die Feindschaft des Marquis von Buckingham selber durch Kühnheit der Rede zugezogen habe.«

»Ah! das ist in der Tat eine ernste Sache«, sagte Gondomar.

»Ich werde von der Sternkammer mit Verhaftung bedroht«, fuhr Jocelyn fort, »daher werden Eure Exzellenz bemerken, dass meine Lage äußerst gefährlich ist. Dennoch halte ich mich überzeugt, wenn ich nur Gehör beim König erhalten könnte, würde ich imstande sein, meinen Feinden Trotz zu bieten und zu meinem Recht zu gelangen.«

Gondomar lächelte ein wenig spöttisch. »Auf dem Wege werdet Ihr wenig erlangen«, sagte er, »und Eure Feinde werden Euch vollends unterdrücken. Aber Ihr müsst mir genau Eure Lage erklären und dann will ich überlegen, was sich für Euch tun lässt. Beginnt damit, mich mit Eurem Namen und Stand bekannt zu machen, denn bis jetzt weiß ich noch nicht, mit wem ich rede.«

Hierauf erzählte Jocelyn dem Gesandten in der Kürze alle Einzelheiten seiner Geschichte, wie wir sie dem Leser bereits vorgelegt haben. Gondomar hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu und legte ihm einige Fragen vor, als er zu reden fortfuhr. Endlich hellte sich sein Gesicht auf.

»Ihr seid in einer argen Klemme, das muss ich gestehen, Herr Jocelyn Mouchensey«, sagte er. »Aber ich denke, ich kann Euch, ihnen allen und selbst Buckingham zum Trotz, beschützen. Glücklicherweise ist er gerade jetzt nicht in Theobalds. Daher haben wir freien Spielraum, zu handeln. Durch den ersten Schlag ist die Schlacht schon halb gewonnen. Ich muss Euch ohne Verzug dem König vorstellen. Und seht, dort nähert sich Seine Majestät. Steht dicht hinter mir und tretet vor, wenn ich Euch das Zeichen gebe.«

Viertes Kapitel

König Jakob der Erste

Mittlerweile kam der königliche Zug langsam die Allee herauf. Er war sehr zahlreich und erschien umso glänzender, da er fast ebenso viele hochgeborene Damen wie Kavaliere enthielt. Unter den ausgezeichneten Fremden, die mit ihren Begleitern an dem Zug teilnahmen, waren der venezianische Gesandte Giustiniano und der Marquis de Tremouille, von der Familie des Ursins, Gesandter von Frankreich.

Diese vornehmen Herren ritten dicht hinter dem König. Der eine oder andere von ihnen war beständig in eine Unterhaltung mit ihm verwickelt. Giustiniano hatte eins von jenen dunklen, ernsten und schönen Gesichtern, womit die Porträts von Tizian und Tintoretto uns bekannt gemacht haben. Selbst die Scherze des Königs vermochten ihn nicht zum Lächeln zu bewegen. Er war ganz in schwarzen Samt gekleidet und trug einen Mantel, der mit kostbarem schwarzem Fuchspelz besetzt war. Alle seine Begleiter waren auf gleiche Weise gekleidet. Der düstere Venezianer bildete einen auffallenden Kontrast gegen seinen lebhaften Gefährten, den heiteren und graziösen de Tremouille, der in weißem Atlas schimmerte, worauf silberne Blätter gestickt waren, während seine Begleitung dieselbe Farbe und denselben Schmuck zeigte.

Die Hofleute beobachteten keine bestimmte Reihenfolge. Jeder ritt, wie es ihm gefiel. Prinz Karl war abwesend, so wie auch der vornehmste Günstling Buckingham; aber ihre Plätze wurden von einigen der ersten Personen des Reiches eingenommen, unter welchen sich die Grafen von Arundel,

Pembroke und Montgomery, der Marquis von Hamilton und die Lords Haddington, Fentun und Doneaster sich befanden. Unter den Edelleuten, den Hofleuten niederen Ranges und dem Gefolge der Gesandten befanden sich die Damen, wovon die meisten wegen ihrer persönlichen Reize, wegen ihrer reichen Kleidung und wegen der Anmut und Geschicklichkeit, womit sie ihre Pferde lenkten, die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Vielleicht die Schönste unter ihnen war die junge Gräfin von Exeter, deren herrliche schwarze Augen großen Eindruck machten. Die liebenswürdige Gräfin ritt einen feurigen spanischen Zelter, den ihr Gondomar geschenkt hatte. Zu einer Verbindung mit einem gichtbrüchigen und hilflichen alten Gemahl gezwungen, hätte die Gräfin von Exeter diesen Umstand als eine Entschuldigung wegen einiger ihrer Torheiten anführen können. Ohne Zweifel war es ein Grund, den ihre Verehrer anführten, die ihre Treue gegen ihren Gemahl zu erschüttern versuchten und ihr sagten, es sei eine Schande, dass sie einem solchen alten Tor wie er, aufgeopfert werden sollte. Ob diese Gründe in mehr als einem Fall geltend gemacht wurden, wollen wir nicht zu genau untersuchen. Wenn wir uns aber auf Hofgerüchte verlassen dürfen, so geschah es – denn Buckingham und Gondomar galten beide für ihre Liebhaber.

Der Letzte in der Reihe, der am leidenschaftlichsten in die schöne Gräfin verliebt zu sein schien und den größten Anteil an ihrer Achtung hatte, war Lord Roos. Da dieses schuldige Verhältnis und dessen Folgen in genauer Verbindung mit unserer Geschichte stehen, so haben wir uns genötigt gesehen, uns so genau darauf zu beziehen. Lord Roos war ein naher Verwandter des Grafen von Exeter. Obwohl der al-

tersschwache und gichtgepeinigte alte Pair bei früheren Gelegenheiten außerordentlich eifersüchtig auf seine liebenswürdige junge Gattin war, wenn sie mit seiner Ehre zu scherzen schien, zeigte er sich nun vollkommen ruhig und arglos, obwohl er unendlich mehr Ursache zum Misstrauen hatte. Vielleicht hegte er zu viel Vertrauen zu den guten Gefühlen und Grundsätzen des Lord Roos, um seinen Argwohn gegen ihn zu richten.

Sehr verschieden war das Benehmen der Lady Roos. Diese unglückliche Dame, die wir bereits als Tochter des Staatssekretärs Sir Thomas Lake erwähnt haben, hatte das Unglück, ihren schönen, aber ausschweifenden Gatten aufrichtig zugetan zu sein, dessen Vernachlässigung und häufige Vergehungen sie verziehen hatte, bis die äußerste Entfremdung, die durch seine Leidenschaft für die Gräfin von Exeter bewirkt wurde, sie mit solcher Qual erfüllte, dass sie sich endlich bei ihrer Mutter, der Lady Lake, einer ehrgeizigen und herrschsüchtigen Frau, beklagte, deren Eitelkeit sie bestimmt hatte, diese unglückliche Verbindung zu Stande zu bringen. Den größten Unwillen über die Behandlung ihrer Tochter aussprechend, riet ihr Lady Lake, sich zu rächen, indem sie es selber übernehmen wollte, dem beleidigten Grafen von Exeter wegen der Untreue seiner Frau die Augen zu öffnen; aber Sir Thomas Lake brachte sie von ihrem Vorhaben ab. Obwohl im Allgemeinen von seiner Frau geleitet, gelang es Sir Thomas dieses Mal, und er machte dagegen den Vorschlag, Lady Lake und ihre Tochter möchten Lord Roos ernstliche Vorstellungen machen, wodurch sie vielleicht seine Furcht, wenn auch nicht sein Pflichtgefühl erwecken würden.

Diese endliche Vorstellung war noch nicht geschehen, aber

es hatte eine Unterredung zwischen Lady Roos und ihrem Gemahl stattgefunden, worin sie ihn leidenschaftlich angefleht, die Fesseln von sich zu werfen, womit er sich gebunden und zu ihr zurückzukehren, wo alles vergeben und vergessen sein solle – aber ohne Erfolg.

So stand nun die Sache.

Obwohl die Gräfin von Exeter, wie wir gesehen haben, eine der Hauptzierden der Falkenjagd war, so hatte sich Lord Roos doch derselben nicht angeschlossen, denn seine Abwesenheit wurde durch eine Aufforderung des Grafen von Gondomar veranlasst, mit dessen politischen Intrigen er insgeheim in Verbindung stand. Ob die Gräfin ihn vermissste, oder nicht, wollen wir nicht zu entscheiden wagen. Alles, was wir behaupten können, ist, dass sie in sehr guter Laune war und nicht in der Stimmung, die Annäherungen anderer Bewerber um ihre Gunst zurückzuweisen. Ihre schönen und ausdrucksvollen Züge strahlten von beständigem Lächeln und ihre glänzenden schwarzen Augen schienen überall, wohin ihre Strahlen fielen, eine Flamme zu entzünden.

Doch wir müssen diese Zauberin und ihre Zauber verlassen und mit der Beschreibung der königlichen Gesellschaft fortfahren. Hinter den Reitern gingen die Falkeniere in Livreen von grünem Tuch und Jagdhörnern von ihren Schultern niederhängend. Jeder dieser Männer hatte einen Falken auf seiner Faust, mit Haube, Schellen, Fußringen und Wurfesseln versehen. Hinter den Falkenieren und von einer Menge von Dienern in braunrohen Jacken und Stäbe in den Händen begleitet, kamen zwei Abteilungen von Hunden, wovon die eine für den Fluss und die andere für das Feld bestimmt war. Sie machten eine hübsche Musik, ungeachtet der Bemühungen der rötlich gekleideten Diener, sie ruhig zu

erhalten.

Die Falkenbeize war in jenen Tagen, was nun die Jagd ist, denn Jagdflinten wurden noch wenig oder gar nicht angewendet. Die verschiedenen Arten von Falken wurden nicht nur gebraucht, um Fasane, Rebhühner, Haselhühner, Wiesenläufer, Wachteln und andere Vögel zu fangen, sondern auch um Hasen zu jagen. Bei all diesen Verrichtungen wurden die Falkeniere von Hunden unterstützt. Es konnte nur zu bestimmten Jahreszeiten Wild getötet werden – wilde Gänse, wilde Enten und Schnepfen im Winter; aber den Zeitvertreib für den Frühling und Sommer gewährte der Kranich, die Trappgans, der Reiher, die Dohle und der Geier, während zu denselben Zeiten einige von den kleineren Wasservögeln auf See oder Fluss eine vortreffliche Jagdbelustigung gewährten.

Jener Zug stellte einen auffallenden und malerischen Anblick dar mit den vielfarbigen nickenden Federbüschen, der schimmernden Seide und dem Samt, der stolzen Reihe von Reitern und dem noch stolzeren Aufzug von lebenswürdigen Frauen, deren persönliche Grazie der Beschreibung trotzen, während sie dazu auffordern. Angenehm waren die Töne, welche den Zug begleiteten: das heitere Lachen, die musikalischen Stimmen der Frauen, das Klirren der Zäume, das Schnauben und Stampfen der Rosse, das Bellen der Hunde, das Rufen der Diener und das Blasen der Hörner.

Da wir indessen bisher noch die Hauptfigur außer Acht gelassen haben, müssen wir uns beeilen, den zu beschreiben, von welchem der Zug angeführt wurde. Der König ritt ein prächtiges milchweißes Ross mit weitflatternder Mähne und Schweif und vom leichtesten und sanftesten Schritt. Der rote Zaum, der nickende Busch von roten Federn, das breite

Brustband mit roten Troddeln und der Sattel mit der roten Schabracke stachen gegen die zarte Farbe ab. Obwohl Jakob sich, wie wir sehen, der Jagd widmete, war er doch ein mittelmäßiger Reiter. Um sicherer im Sattel zu sitzen, war derselbe vorn und hinten so hoch gepolstert, dass es fast unmöglich schien, herausgeworfen zu werden. Aber trotz all dieser Vorkehrungen waren ihm doch Unfälle begegnet. Einmal wurde er, wie Sir Symonds d'Ewes erzählt, kopfüber in einen Fischteich geworfen; und ein anderes Mal erfahren wir aus einer verschiedenen Quelle, dass er über den Kopf seines Pferdes in den New River geschleudert wurde und nur mit genauer Not dem Ertrinken entging, indem seine Stiefel allein über dem Eis sichtbar waren, welches den Strom bedeckte. Überdies war der Anzug des Monarchen außerordentlich steif und schwerfällig, und dies, während es die natürliche Unbeholfenheit seiner Person vermehrte, verhinderte alle freie Bewegung, besonders zu Pferde. Sein Wams, welches bei gegenwärtiger Gelegenheit von grünem Samt und beträchtlich abgenutzt war – denn er achtete nicht besonders auf die Neuheit seiner Kleidung – war so stark wattiert, dass kein Dolch durchdringen konnte. Seine Beinkleider waren auf dieselbe Weise ausgestopft und übertrieben weit um die Hüften. Seine Halskrause war dreifach und so steif gestärkt, dass der Kopf unbeweglich zwischen den Falten steckte.

Obwohl nicht schön, war Jakobs Gesicht gedankenvoll und verständig, mit einem Ausdruck von List in den Augen und von Sarkasmus um den Mund. Es enthielt den Typus der eigentümlichen Physiognomie, welche sein ganzes unglückliches Geschlecht auszeichnete. Sein Bart war gelblich braun und bedeckte nur spärlich sein Kinn, während sein schmaler

Schnurrbart von noch hellerer Farbe war. Sein Haar fing an, grau zu werden, aber seine Gesichtsfarbe war rötlich und gesund und bewies, dass er, wäre seine beständige Trunkenheit und Schwelgerei nicht gewesen, ein hohes Alter hätte erreichen können, wenn sein Leben nicht vielleicht auf gewaltsame Weise abgekürzt worden wäre. Seine großen Augen rollten beständig umher und seine Zunge, die zu groß für seinen Mund war, machte, dass er beim Sprechen beständig zischelte und beim Essen ein unangenehmes Ansehen hatte, während seine Beine so schwach waren, dass er beim Gehen der Unterstützung bedurfte. Ungeachtet dieser Fehler und der allgemeinen Rohheit seines Wesens war Jakob nicht ohne Würde, und konnte, wenn er wollte, eine recht königliche Miene und Haltung annehmen. Aber diese Gelegenheiten waren selten. Wie es wohl bekannt ist, verschafften ihm seine Pedanterie und seine Ansprüche an höhere Weisheit und Unterscheidungsgabe den Titel des schottischen Salomo. Seinen allgemeinen Charakter werden wir im Verlauf dieser Geschichte vollständiger entwickeln und die Treulosigkeit und Verstellung zeigen, die er ausübte, um seine Pläne auszuführen, und welcher er die beschönigende Benennung Königskunst beilegte.

Jakob stellte sich bei Gelegenheiten wie die gegenwärtige nie vorteilhafter dar. Seine herzliche Teilnahme an der Belustigung, womit er beschäftigt war, seine Vertraulichkeit mit allen, die ihn umgaben, selbst mit den niedrigsten Dienern, die ihn begleiteten, und welchen er gewöhnlich einen drolligen Beinamen erteilte, das vollständige Aufgeben aller Etikette, welche entweder er oder sein Zeremonienmeister anderswo beobachteten, seine gutmütige Eitelkeit und Prahlererei mit seiner Geschicklichkeit als Jäger – dies alles brachte

einen günstigen Eindruck hervor, der bei denen nicht vermindert wurde, die nicht häufig auf andere Weise mit ihm in Verbindung kamen. Auf der Jagd oder Falkenbeize war Jakob nichts weiter als ein biederer Landedelmann, der sich mit ähnlichen Belustigungen beschäftigte.

Der Zug kam gemächlich näher, denn der König ritt so langsam, damit die Falkeniere mit den Reitern Schritt halten konnten. Er war in sehr guter Laune, lachte und scherzte zuweilen mit dem einen, zuweilen mit dem anderen Gesandten. Nachdem er eine gelehrte Abhandlung über die Art, einen Falken über dem Fluss oder dem Feld fliegen zu lassen, mit dem Marquis de Tremouille beendet und eben eine ähnliche Unterhaltung mit Giustiniano über die italienische Sitte, einen Falken zu zähmen und auszurüsten, wie es Messer Francesco Sforzino Vicentino lehrt, begonnen hatte, erblickte er den Grafen von Gondomar, der an der Seite der Allee stand, wo wir ihn verlassen hatten. Plötzlich hielt der ganze Zug ebenfalls an.

»Salud Conde magnifico! (Ich grüße Euch, edler Graf)«, rief Jakob, als der Spanier sich näherte, um ihm seine Verbeugung zu machen, »wie kommt es, dass wir Euch unter dem Schatten des Baumes finden, der dem Weinstock freundlich gesinnt ist – *amictae vitibus ulmi*, wie Ovid sagt? Ist es, weil jene blühende Chloe«, fuhr er fort, indem er Gillian bedeutungsvoll anschiele, »mehr Anziehungskraft für Euch hat als die Damen unseres Hofes? Meiner Treu! Die Dirne ist nicht übel; aber Ihr habt eine gute Jagdbelustigung versäumt, Graf, außer anderen Verlusten, die wir nicht genau angeben wollen. Wir haben einen guten Flug nach dem Reiter und einen ebenso guten nach der Trappgans gehabt. Himmel! Wie lief der langbeinige Kerl davon. Lady Exeter

auf ihrem spanischen Zelter – wir wissen wohl, wessen Geschenk er ist – war allein im Stande, mit uns Schritt zu halten, und Ihrer Herrlichkeit fremder Falke fing endlich den fliehenden Kerl. Bei unserem Glauben! Die Gräfin versteht die edle Wissenschaft gut. Sie verschmähte es nicht, ihre zierlichen Handschuhe zu beschmutzen, um ihren Falken mit einer *soppa* zu belohnen, wie Seine Exzellenz Giustiniano es nennen würde, von dem Herzen, dem Blut und dem Gehirn der Trappgans. Aber wen habt Ihr da bei Euch?«, fügte er hinzu, indem er Jocelyn erst jetzt bemerkte.

»Einen jungen Herrn, für den ich mich sehr interessiere, und welchen ich Eurer Majestät mit Eurer gnädigen Erlaubnis vorstellen möchte«, versetzte Gondomar.

»Seele unseres Leibes! Graf, die Erlaubnis ist Euch gern gewährt«, versetzte Jakob, dem das Äußere des jungen Mannes offenbar sehr gefiel. »Ihr sollt ihn zu uns in das Privatzimmer bringen, ehe wir zur Abendtafel gehen und sollt überdies die volle Erlaubnis haben, für ihn zu sprechen, was Ihr wollt. Er ist ein gut gewachsener Bursche von fast ebenso gutem Aussehen, wie unser eigener lieber Steenie¹, aber wir möchten zu ihm in den Worten des römischen Dichters sagen:

*O formose puer, nimium ne crede colori!*²

Guter Charakter ist besser als gutes Aussehen; nicht als wäre das Letztere gering zu achten, aber beides sollte in einer Person vereint sein. Wir werden bald entdecken, ob der junge Mann gut erzogen ist. Wenn alles übereinstimmt, wollen wir ihm das Licht unseres Angesichts nicht verweigern.«

¹ Buckingham

² O schöner Knabe, vertraue nicht zu viel der Farbe.

»Ich sage Eurer Majestät meinen Dank für die Gunst, die Ihr ihm erwiesen habt«, versetzte Gondomar.

»Aber Ihr habt uns des Jünglings Namen noch nicht genannt, Graf«, sagte der König.

»Eure Majestät werden nicht denken, dass ich ein Geheimnis anwende, wo keins nötig ist, wenn ich sage, dass mein Schützling um die gnädige Erlaubnis bittet, für den Augenblick sein Inkognito beizubehalten«, entgegnete Gondomar. »Wenn ich ihn vorstelle, wird natürlich sein Name genannt werden.«

»Es geschehe, wie Ihr es wünscht, Graf«, sagte Jakob. »Wir wissen wohl, dass Ihr guten Grund zu dem habt, was Ihr tut. Verfehlt nicht, uns zu der bestimmten Zeit aufzuwarten.«

Als Gondomar sich mit tiefer Verbeugung zurückzog, setzte der König sein Pferd in Bewegung. Da nun die allgemeine Aufmerksamkeit Jocelyn galt, richteten sich die Augen aller auf ihn. Man kritisierte seine äußere Erscheinung und seinen Anzug und stellte verschiedene Mutmaßungen auf, welches wohl der Beweggrund des spanischen Gesandten sein könne, die Vorstellung zu übernehmen.

Mittlerweile hatte Lord Roos den kurzen Aufenthalt benutzt, sich der Gräfin von Exeter zu nähern. Auf Gillian deutend, fragte er in leisem Ton und in kurzen Worten, welchen seine Blicke Bedeutung verliehen, ob sie das schöne Mädchen in ihre Dienste nehmen wolle. Die Gräfin schien überrascht von dieser Bitte, und die Schöne von Tottenham ansehend, schien sie im Begriff, eine abschlägige Antwort zu erteilen, als Lord Roos leise hinzufügte: »Für Gondomar bitte ich um diese Gunst.«

»Wenn das ist, so bin ich bereit, einzuwilligen«, entgegnete die Gräfin. »Ich will sogleich mit dem Mädchen reden, wenn

Ihr es wünscht. Wie hübsch sie ist! Kein Wunder, wenn Seine entzündbare Exzellenz von ihr entzückt ist.«

Sich vom Zug entfernend, ritt sie in Begleitung des Lord Roos auf Gillian zu. Das hübsche Mädchen geriet in neue Verlegenheit bei der Annäherung der großen Dame. Sie wäre gern davongelaufen, wenn sie auf dem Boden und nicht auf dem Sattelkissen hinter ihrem Großvater gewesen wäre.

»Sei unbesorgt, mein hübsches Mädchen«, sagte die Gräfin in freundlichem und ermutigendem Ton, »es ist nichts da, was du fürchten darfst. Lord Roos wusste, dass ich eines Mädchens, wie du, bedarf, um mein Haar zu machen und mir aufzuwarten, so lenkte er meine Aufmerksamkeit auf dich. Wenn ich dem Schein trauen darf«, fügte sie mit sehr schmeichelhaftem und überredendem Lächeln hinzu, »so bist du gerade die Person, die für mich passt, vorausgesetzt, dass du geneigt bist, in meinen Dienst zu treten. Ich bin die Gräfin von Exeter.«

»Eine Gräfin!«, rief Gillian. »Hört Ihr das, Großvater? Die schöne Dame ist eine Gräfin. Welch eine Ehre würde es sein, ihr zu dienen!«

»Es mag sein«, versetzte der Greis zaudernd und leise, »doch gefällt mir die Sache nicht ganz.«

»Nehmt das Anerbieten nicht an, Gillian. Geht nicht«, sagte Dick Taverner, dessen Brust voll Unruhe war.

»Deine Antwort, mein hübsches Mädchen?«, fragte die Gräfin mit einnehmendem Lächeln.

»Ich bin Euch sehr verbunden, Mylady«, versetzte Gillian, »und es wird ein großes Vergnügen für mich sein, Euch zu dienen, wie Ihr vorschlagt – das heißt, wenn ich meines Großvaters Erlaubnis dazu erhalte.«

»Dem guten Mann liegt gewiss Deine Wohlfahrt zu sehr am Herzen, um es zu verhindern«, versetzte die Gräfin. »Aber folgt mir in den Palast. Wir wollen weiter über die Sache reden. Fragt nur nach den Zimmern der Gräfin von Exeter.«

Mit einem neuen gnädigen Lächeln schloss sie sich wieder dem Zug an und ließ Lord Roos zurück. Er dankte ihr mit einem Blick für ihre Gefälligkeit.

»O Gillian! Ich bin gewiss, es wird Unheil daraus entstehen«, rief Dick Taverner.

»Warum denn?«, versetzte sie, fast außer sich vor Entzücken wegen der glänzenden Aussicht, die sich plötzlich vor ihr öffnete. »Mein Glück ist gemacht.«

»Ihr habt recht, mein hübsches Mädchen«, sagte Lord Roos. »Verfehlt nicht zu tun, wie die Gräfin Euch angewiesen hat, und ich will für das Übrige einstehen.«

»Ihr hört, was der freundliche junge Edelmann sagt, Großvater?«, flüsterte Gillian ihm ins Ohr. »Ihr könnt doch nicht an seiner Zusicherung zweifeln?«

»Ich höre wohl alles«, versetzte der alte Greenford, »aber ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich vermute, wir müssen in den Palast gehen.«

»Gewiss müssen wir das«, rief Gillian. »Ich gehe allein, wenn Ihr nicht mit mir gehen wollt.«

Zufrieden mit dem, was er gehört hatte, entfernte sich Lord Roos, indem er Gillian Billigung zunickte. Der Zug hatte sich, wie schon bemerkt, wieder in Bewegung gesetzt, aber er war noch nicht weit gekommen, als er unerwartet wieder Halt machte.

Plötzlich hinter einem großen Baum vortretend, wo er sich verborgen hatte, stellte sich ein Mann in militärischer Klei-

dung, mit grauem Haar und Bart und außerordentlich entschlossenem und strengem Gesicht, dem Monarchen gerade in den Weg, streckte seine Hand gegen ihn aus und rief mit lauter Stimme: »Steh! O König!«

»Wer bist du, Kerl? Und was willst du?«, fragte Jakob, der sein Pferd mit solcher Heftigkeit anhielt, dass er fast aus seinem hoch gepolsterten Sattel geworfen wurde.

»Ich habe eine Botschaft vom Himmel an dich auszurichten«, versetzte Hugo Calveley.

»Aha!«, rief Jakob, der sich einigermassen fasste, denn er hatte geglaubt, er habe einen Wahnsinnigen vor sich. »Und welches ist deine Botschaft?« Da er sich einen Ruf des Mutes erwerben wollte, der seiner Natur gänzlich fremd war, winkte er seiner Umgebung, zurückzutreten und wiederholte: »Deine Botschaft, Kerl!«

»Höre denn, was der Himmel dir verkündet«, versetzte der Puritaner. »Habe ich dich nicht aus dem Land der Hungersnot in ein Land des Überflusses geführt? Du solltest daher mein Volk gerecht richten! Aber du hast die Gerechtigkeit verdreht und bist nicht dem Unterdrückten zu Hilfe gekommen. Wenn du daher nicht bereust, will ich dir dein Königreich entreißen und deiner Nachkommenschaft nach dir! So spricht der Herr, dessen Bote ich bin.«

Fünftes Kapitel

Folgen der Warnung des Puritaners

Hugo Calveleys gegenwärtige seltsame Erscheinung und feierliche Warnung mit seinen früheren insgeheim ausgesprochenen Äußerungen und Andeutungen eines schrecklichen Planes, wozu er den jungen Mann anzuwerben gesucht, indem er gesagt hatte, dass die Ausführung sein Leben in Gefahr bringen werde. Dies alles miteinander in Verbindung setzend, konnte Jocelyn keinen Augenblick zweifeln, dass der König in drohender Gefahr sei. Er fühlte sich aufgefordert, einzuschreiten, auch wenn er genötigt sein sollte, gegen den Freund seines Vaters und den Vater Avelines zu handeln. Es war ihm in der Tat keine Wahl gelassen. Als loyaler Untertan forderte seine Pflicht gebieterisch von ihm, seinen Monarchen zu verteidigen. Da Jocelyn bemerkte, dass infolge des Verbots des Königs sich niemand dem Puritaner näherte, so verließ er hastig den Grafen von Gondomar. Vorwärts eilend, stellte er sich zwischen den Monarchen und seinen kühnen Mahner, und so nahe dem Letzteren, dass er leicht jeden Angriff verhindern konnte, der auf Jakob gemacht wurde.

Durch die Bewegung außer Fassung gebracht, gab Hugo Calvey dem jungen Mann ein Zeichen, zurückzutreten, aber Jocelyn willigte nicht ein, umso mehr, da der andere mit der Hand in den Busen griff, als hätte er dort eine verborgene Waffe. Einen Blick des bittersten Vorwurfs auf ihn werfend, der so deutlich, wie Worte, sagte, »Undankbarer Knahe! Du hast meine Absicht verhindert«, faltete der Puritaner seine Hände über die Brust zusammen und zeigte einen

Ausdruck der tiefsten Kränkung.

»Fliehet!«, rief Jocelyn in einem Ton, der nur für seine Ohren bestimmt war. »Ich will Euch mit meinem Leben verteidigen. Wartet keinen Augenblick, fliehet!«

Aber Hugo Calveley sah ihn mit kalter Verachtung an. Obwohl er seine Lippen nicht bewegte, schien er zu sagen: »Du hast mich zu Grunde gerichtet und ich will die Schuld meines Unterganges nicht von deinem Haupt nehmen.«

Die Sprache und das Benehmen des Puritaners hatten Jakob mit neuer Unruhe erfüllt. Da er sich aber durch Jocelyns Nähe vor dem Gegenstand seiner Unruhe sicher fühlte und von seinem Gefolge umgeben war, wovon die Vordersten ihre Schwerter gezogen hatten und sich bereit hielten, ihn gegen den geringsten feindlichen Angriff zu verteidigen, so war es nicht unnatürlich, dass selbst eine so furchtsame Person wie er ihr Vertrauen wieder erlangte. Noch einmal daher tat er durch seine Gebärden dem zornigen Ungestüm der ihn umgebenden Edelleute, welche glühten, den raschen Eindringling zu bestrafen, Gewalt an und gab seine Absicht zu erkennen, ihn zu befragen, ehe man irgendeine Maßregel gegen ihn anwende.

»Lass ihn«, rief er. »Er ist ein wahnwitziges Geschöpf, besser geeignet für Bedlam als für irgendeinen anderen Ort. Wir wollen dafür sorgen, dass er dorthin geschickt werde; aber belästigt ihn nicht, bis wir mit ihm gesprochen und uns genauer von seiner Lage unterrichtet haben. Verlasst Eure Stellung nicht, die Ihr so verständig eingenommen habt, junger Herr, wenn auch gegen unseren Befehl«, rief er Jocelyn zu. »Zieht nicht eher Euer Schwert, bevor der Kerl auf uns zukommen will. Nicht als hegten wir die geringste Furcht; aber es sind blutdürstige Verräter selbst auf unserem friedlichen

Gebiet, und da dies einer von ihnen sein kann, so ist es gut, die gehörige Vorsicht nicht zu versäumen. Und nun, Mann«, fügte er hinzu, indem er seine Stimme erhob und den Puritaner anredete, der noch immer ein festes und unerschüttertes Benehmen behauptete und seine Augen fest auf den Fragenden richtete, »Ihr sagt, Ihr seid ein Bote vom Himmel. Wenn das ist, was wir zu bezweifeln uns erlauben, indem wir Euch eher für einen Boten des Fürsten der Finsternis als für einen Abgesandten von oben halten, so hat man in Euch eine schlechte Wahl getroffen. Zu welcher Ordnung von Propheten glaubt Ihr zu gehören?«

Diese in höhnischem Ton ausgesprochene Frage würdigte der Puritaner keiner Antwort; aber der Hofnarr Archee, dem es gelungen war, sich in der Verwirrung bis an die Seite seines königlichen Herrn zu schleichen, gab eine Antwort.

»Er gehört zu der Ordnung des Melchisedek«, sagte Archee. Eine Antwort, welche einiges Gelächter unter den Edelleuten erregte, in welches der König herzlich einstimmete.

»Still, Narr! Du bist ebenso unsinnig, wie der arme Kerl vor uns«, rief Jakob. »Weißt du nicht, dass Melchisedek ein Priester und nicht ein Prophet war. Wenn man aber nach dem Äußeren jenes Kerls urteilen darf, muss er der streitenden Kirche angehören, wenn er überhaupt einer angehört. Und doch bist du vielleicht nicht so weit von der Wahrheit entfernt, wie ich anfangs glaubte. Es ist wahrscheinlich genug, dass er von der Ketzerei des Ordens des Melchisedek angesteckt ist – einer pestilenzialischen Sekte, welche die ersten Christen sehr plagte, ihren Lehrer über unseren Heiland stellte und ihn mit dem Heiligen Geist gleich hielt. Gehörst Du dem Orden des Melchisedek an, Kerl?«

»Ich glaube an das Evangelium«, versetzte der Puritaner, »und bin bereit, meinen Glauben mit meinem Blut zu besiegeln. Ich bin hierher gesendet worden, o König, um dich zu warnen, und du wirst wohl tun, meine Worte nicht zu verachten. Bereue, ehe es zu spät ist. Wunderbar ist dein Leben erhalten worden. Widme deine noch übrigen Tage dem Dienst des Höchsten. Verfolge nicht sein Volk und schmähe es nicht. Reinige deine Stadt von ihren Gräueln und Abgötterei und deinen Hof von seinem Verderben. Entweihe nicht den Sabbath ...«

»Ich sehe, wie es ist«, fiel Archee mit durchdringendem Schrei ein; »der Mann ist wahnsinnig geworden durch Eurer Majestät Buch über die Belustigungen.«

»Ein Buch, welches der Teufel ersonnen hat«, rief Hugo Calveley darauf eingehend, »und welches öffentlich vom Henker verbrannt werden sollte, anstatt in den Kirchen vorgelesen zu werden. Wie viel Unheil hat jenes Buch angerichtet! Wie viele Gräueln hat es veranlasst! Und ach! Wie viele Verfolgung hat es bewirkt; denn sind nicht viele gerechte Männer und aufrichtige Prediger des Worts von deinem Gerichtshof der Sternkammer verfolgt worden, o König! Haben sie nicht Streiche und Gefangenschaft erdulden müssen, weil sie sich geweigert haben, deine gotteslästerliche Bekanntmachung ihren Gemeinden vorzulesen.«

»Ich wusste es wohl – ich wusste es wohl!«, rief Archee entzückt über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte. »Nehmt Euch in Acht, Mann«, rief er dem Puritaner zu, »dass Ihr nicht selber mit dem Gerichtshof der Sternkammer Bekanntschaft macht.«

»Es ist wahrscheinlicher, dass er vor unserem Gericht, *King's Bench* genannt, verhört und dann hingerichtet werden

wird«, brüllte Jakob, der mehr in Wut geriet über die respektwidrige Erwähnung seines Manifests als über irgendetwas, was früher geschehen war. »Der Mann ist nicht so wahnsinnig, wie wir glaubten.«

»Er ist verständig genug, um seinen Hals aus dem Strick zu ziehen«, versetzte Archee. »Eure Majestät sollten ihn verschonen, da Ihr auf indirekte Weise die Ursache seiner Krankheit seid.«

»Sprecht nicht für mich«, rief Hugo Calveley. »Ich würde keine Gnade von dem Tyrannen annehmen. Er mag mich in Stücke zerhauen und mein Blut soll um Rache schreien über sein Haupt.«

»Beim Himmel! Ein gefährlicher Verräter!«, rief Jakob.

»Höre mich an, o König!«, donnerte der Puritaner, »zum dritten und letzten Mal erhebe ich meine Stimme, um dich zu warnen. In der Nacht sind mir Traumbilder erschienen und geheimnisvolle Stimmen haben in mein Ohr geflüstert. Sie haben mir seltsame und schreckliche Dinge mitgeteilt – aber nicht mehr seltsam und schrecklich als wahr. Sie haben mir gesagt, wie deine Nachkommenschaft leiden wird, wegen der Ungerechtigkeit, die du deinem Volke tust. Sie haben mir ein Schafott gezeigt, welches ein König besteigen wird, und einen Block, worauf ein königliches Haupt wird gelegt werden. Aber es wird besser sein für jenen unglücklichen Monarchen, wenn er auch von seinem Volk verurteilt wird, als von seinem Gott verurteilt zu werden. Doch noch mehr. Ich habe in meinen Träumen zwei Könige in der Verbannung gesehen: Einer wird zurückgerufen werden, aber der andere wird in einem fremden Land sterben. Was dich betrifft, du magst noch eine Weile in eingebildeter Sicherheit leben. Aber das Verderben wird dich plötzlich ereilen. Du

wirst von der Schlange, die du in deinem Busen nährst, tödlich verwundet werden.« Welchen Glauben man ihnen auch beilegen mochte, die Prophezeiungen des Puritaners machten wegen der Art, wie sie ausgesprochen wurden, einen starken Eindruck auf all seine Zuhörer. Ohne Zweifel sprach der Mann in vollem Ernst, und als ob er glaube, dass ihm eine wichtige Botschaft anvertraut worden sei. Es fand keine Unterbrechung seiner Rede statt, selbst nicht vom König, obwohl dieser totenblass wurde, als ihm diese schrecklichen Ereignisse vor Augen gestellt wurden.

»Seine Worte sind furchtbar«, murmelte er, »und machen, dass es mich kalt überläuft. Will ihm niemand den Mund stopfen?«

»Es wäre besser gewesen, wenn man ihm den Mund vorher gestopft hätte«, sagte Archee, »er hat zu viel oder zu wenig gesagt. Des Teufels Bosheit über dich, Unglücksprophet! Hast du etwas zu sagen, warum Seine Majestät dich nicht aufknüpfen lassen sollte?«

»Ich habe gesprochen«, entgegnete der Puritaner. »Mag der König mit mir tun, was ihm beliebt.«

»Ergreift ihn! Verhaftet ihn! Ihr seid ihm am nächsten, Herr«, rief der König Jocelyn zu.

Der Befehl musste befolgt werden. Als Jocelyn sich näherte und Hugo Calveley anfasste, sah ihn dieser vorwurfsvoll an und sagte: »Du tust wohl, Sohn meines alten Freundes.«

Jocelyn war nicht imstande, zu antworten, denn die Menge drängte sich nun von allen Seiten herbei und umringte den Gefangenen. Einige von den Edelleuten bedrohten ihn mit ihren Schwertern, und die Wächter, die vom Tor herkamen, stießen mit ihren Partisanen nach ihm. Jocelyn hatte große Mühe, ihn vor der wütenden Menge zu schützen.

»Berührt ihn nicht!«, rief er, indem er mit der Spitze seines Degens Platz machte. »Seine Majestät hat ihn meiner Bewachung übergeben und ich bin für ihn verantwortlich. Verzeiht mir, mein Herr, wenn ich Euch entwaffne«, fügte er in leisem Ton zu dem Gefangenen hinzu.

»Hier ist mein Schwert«, versetzte Hugo Calveley, sein Degengehänge abnehmend und Jocelyn die Waffe überliefernd, »es ist nie entehrt worden und«, fügte er leiser hinzu, »ich habe es zwei Mal zur Verteidigung deines Vaters gezogen.«

Der Vorwurf gab Jocelyn einen Stich ins Herz.

In diesem Augenblick trat die Menge auf die Seite, um den König näher kommen zu lassen.

»Hat man ihn durchsucht, ob nicht irgendeine tödliche Waffe bei ihm verborgen ist?«, fragte Jakob.

»Er kann keine gefährlichere Waffe haben als seine Zunge«, rief Archee, der seinen königlichen Herrn begleitete. »Ich rate Eurer Majestät, ihn derselben zu berauben.«

»Es ist etwas an seinem Busen verborgen«, rief einer von den Wächtern, sein Wams durchsuchend und endlich eine kurze Pistole hervorziehend. »Sie ist geladen, Eurer Majestät zu Befehl«, fuhr der Mann fort, nachdem er sie untersucht hatte. Die Umgebung stieß Ausrufungen des Entsetzens aus und Jocelyn hatte wieder einige Schwierigkeit, den Gefangenen vor ihrer Wut zu schützen.

»Eine Pistole!«, rief Jakob, »eine geladene Pistole, ohne Zweifel bis an die Mündung mit Kugeln vollgepfropft. Haltet sie auf den Boden nieder, Mann! Haltet sie auf den Boden nieder! Sie könnte von selbst losgehen und des Schurken mörderische und gottlose Absicht erfüllen. Und dies war also das Werkzeug unseres Verderbens! Bekennst du deine

Schuld, blutdürstiger Verräter, oder soll die Folter dir die Wahrheit abnötigen?«

»Die Folter wird mir nichts abnötigen«, versetzte Hugo Calvey. »Aber ich sage dir, Tyrann, ich würde dich getötet haben, wäre meine Hand nicht zurückgehalten worden.«

»Hörtet Ihr je etwas Ähnliches?«, rief Jakob, dessen rötliche Wange vor Schrecken blass wurde und dessen Stimme bebte. »Er übertrifft an Kühnheit ja den Erzverräter Fawkes selber. Und was hielt deine Hand zurück, Schurke?«, fragte er. »Was hielt deine Hand zurück, du blutdürstiger Verräter?«

»Die, Gegenwart dieses Jünglings Jocelyn Mouchensey«, versetzte Hugo Calvey. »Wäre er nicht zwischen uns gekommen, wie er es tat, und hätte meine Absicht verhindert, so hätte ich mein Vaterland vom Druck befreit. Ich sagte dir, Tyrann, du wärest wunderbar erhalten worden. Dein Retter steht vor dir.«

»Der Himmel schütze uns!«, rief Jakob zitternd, »welches Glück, dass wir so davongekommen sind. Es war eine besondere Fügung der Vorsehung zu unserem Besten. Wir müssen unseren Dank dem darbringen, der uns überwacht.«

»Und in gewissem Grade auch dem, der das Werkzeug der Rettung Eurer Majestät geworden ist«, sagte Gondomar, der einer von der Gruppe in der Nähe des Königs war. »Da der böse Verräter den Namen meines jungen Schützlings bekannt gemacht hat, so ist die Verheimlichung nicht mehr nötig. Master Jocelyn Mouchensey ist sehr glücklich gewesen, Eurer Majestät einen Dienst zu leisten und er kann sich auf immer wegen seines, wenn auch zufälligen Anteils an dieser Sache Glück wünschen.«

»Bei unserer Heiligen Jungfrau! Er soll Ursache haben, sich Glück zu wünschen«, rief Jakob, den jungen Mann gnädig

ansehend.

»Ja, er mag steigen durch meinen Fall – es ist recht so«, rief der Puritaner mit Bitterkeit. »Überschütte ihn mit Ehren, Tyrann. Gib ihm Reichtum und Titel. Ich könnte ihm kein ärgeres Missgeschick wünschen als deine Gunst.«

»Halte deine giftige Zunge, Schurke, oder sie soll dir mit der Wurzel herausgerissen werden«, sagte Jakob. »Du sollst sehen, dass ich ebenso rasch die belohnen kann, die mir dienen, wie du sogleich fühlen sollst, dass ich die streng bestrafen kann, die mich beleidigen wollen. Hört, Graf!«, fügte er zu dem spanischen Gesandten gewandt hinzu, während sich die Übrigen ein wenig zurückzogen, als sie sahen, dass der König mit ihm besonders verhandeln wolle, »dieser junge Mann. dieser Jocelyn Mouchensey hat edles Blut in seinen Adern. Er kommt von einem guten Stamm, nicht wahr?«

»Er ist der Repräsentant einer alten Familie in Norfolk«, versetzte Gondomar.

»Was! Der Sohn Sir Ferdinandos?«, fragte Jakob, indem ein Schatten über sein Gesicht dahinzog, der der Beachtung des listigen Gesandten nicht entging.

»Ihr habt es erraten, Sire«, sagte er. »Dies ist Sir Ferdinandos Sohn; und wenn es mir zu sagen erlaubt ist, sind ihm Eure Majestät einigen Ersatz für das seinem Vater zugefügte Unrecht schuldig.«

»Wie! Graf!«, rief Jakob mit einem Blick des Missfallens. »Wagt Ihr unsere Urteile infrage zu ziehen, nach dem, was Ihr gehört habt – denn aus eigener Kenntnis könnt Ihr nichts wissen.«

»Ich weiß genug, um überzeugt zu sein, dass die Sache des Vaters dieses jungen Mannes Eurer Majestät unrichtig dargestellt worden ist«, versetzte der Graf von Gondomar,

»denn ich halte mich überzeugt, wenn Ihr je geirrt habt, muss es aus Unkenntnis geschehen sein. Dies war es, was ich ausführlicher erklären wollte, als ich die gnädige Erlaubnis Eurer Majestät annahm, den jungen Mann zu Euch zu führen; dann würde ich mir die Freiheit genommen haben, Eurer Majestät vorzustellen, wie sehr er Eurer Gunst und Eures Schutzes bedürfe. Das Glück ist indessen meinen Wünschen zuvorgekommen und hat ihm einen stärkeren Anspruch an Euch gegeben, als ich hätte geltend machen können.«

»Ihr habt recht, Graf«, versetzte Jakob vorsichtig. »Er hat den stärksten Anspruch an uns und er soll uns nicht undankbar finden. Wir wollen uns mit Steenie – mit Buckingham, meinen wir – über die Sache beraten.«

»Verzeiht mir, Sire«, sagte Gondomar, »wenn ich Eure Majestät aufmerksam mache, dass Ihr eine bewundernswürdige Gelegenheit habt, die ich nicht gern vernachlässigt sehen möchte, Eure Güte und Milde zu zeigen und die Stimme der Verleumdung, die zuweilen gegen Euch erhoben wird, auf immer zum Schweigen zu bringen.«

»Was meint Ihr, Graf?«, rief Jakob. »Ihr wollt doch nicht, dass ich jenem Verräter verzeihen soll?«

»Gewiss nicht, Sire«, entgegnete Gondomar. »Aber ich möchte Euch um ein gegenwärtiges Zeichen der Gunst für ihn bitten, der Euch von den bösen Plänen des Verräters errettet hat. Ich fühle mich ermutigt, darum zu bitten, weil ich mich überzeugt halte, es müsse mit Eurer Majestät eigener Neigung übereinstimmen, die Bitte zu gewähren.«

»So ist es, Graf«, versetzte Jakob. »Wir wollten uns nur mit Buckingham beraten, um uns zu überzeugen, ob er nichts dagegen hat; da dies aber durchaus unwahrscheinlich ist, so wollen wir unseren eigenen Neigungen folgen und tun, was

Eure Exzellenz uns vorgeschlagen.«

Gondomar konnte kaum seine Zufriedenheit verbergen. In diesem Augenblick drängte sich Lord Roos auf den König zu.

»Ich habe etwas in Beziehung auf diesen jungen Mann zu sagen, Sire!«, rief er.

»Etwas Günstiges?«, fragte der König.

»Ja, ja, etwas Günstiges, Sire«, sagte Gondomar, den jungen Edelmann fest ansehend. »Ihr dürft Seine Majestät nicht weiter belästigen, Mylord. Er ist gnädig geneigt, unsere Wünsche zu erfüllen.«

»Ja, ja, es ist nicht mehr zu sagen nötig!«, rief Jakob. »Lasst den jungen Mann vortreten.«

Als Jocelyn diesen Befehl befolgte, der ihm sogleich von Gondomar mitgeteilt wurde, hieß ihn der König niederknien, nahm den Degen des Lord Roos, berührte damit seine Schulter und rief: »Steht auf, Sir Jocelyn.«

»Jetzt seid Ihr sicher«, flüsterte Gondomar. »Dies ist der erste Schlag, und er muss Euch zum Glück führen.«

So verwirrt war der neue Ritter von der ihm so unerwartet übertragenen Ehre, dass er, als er sich wieder erhob, kaum so viel Besinnung hatte, die nötige Verbeugung zu machen und dem König seinen Dank auszusprechen. Einen Augenblick war seine Stirn von Selbstbewusstsein gerötet und sein Herz schlug heftig, aber er unterdrückte augenblicklich seine Gemütsbewegungen, als er daran dachte, wie er den Titel erkaufte. Als er sich nach dem Gefangenen umsah, bemerkte er, dass er in den Händen der Wächter war, welchen man ihn übergeben hatte, und dass seine Arme auf dem Rücken mit Riemen zusammengebunden waren. Während der eben stattgefundenen Zeremonie hatte er den jungen Mann

nicht aus den Augen gelassen und sah ihn noch immer streng und vorwurfsvoll an.

»Man führe den Gefangenen weg und bringe ihn an einen sicheren Ort, bis wir unseren Willen hinsichtlich seiner ausgesprochen haben«, rief Jakob. »Und nun, meine Herren und Damen, lasst uns in den Palast gehen.«

Hierauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung, gelangte durch das große Tor in den Fontänenhof, wo der Adel beider Geschlechter abstieg, während ihre Begleiter, die Falkeniere und Diener, in die für sie bestimmten Gemächer gingen.

Der Gefangene wurde in die Wohnung des Portiers geführt und streng bewacht, bis man ein sicheres Zimmer für ihn in Bereitschaft bringen konnte.

Auf dem Weg dorthin näherte sich ihm Jocelyn und sagte in leisem Ton: »Kann ich etwas für Aveline tun?«

»Bemüht Euch nicht um sie, Sir Jocelyn«, versetzte Hugo Calveley mit finsterner Verachtung. »Sie ist an einem sicheren Ort. Ihr werdet sie nie wiedersehen.«

Sechstes Kapitel

Die Gattin und die Schwiegermutter

Rasche Schritte stiegen die schmale Treppe herunter – so leichte und vorsichtige Schritte, dass sie kein Geräusch hervorbrachten. Ehe sie den Vorhang auf die Seite zog, der den geheimen Eingang des Zimmers bedeckte, blieb die Dame stehen, um zu horchen. Da sie nichts hörte, was sie beunruhigen konnte, so erhob sie leise eine Ecke des Vorhanges und schaute hinein.

Was erblickte sie? Einen jungen Mann, der, den Rücken zu ihr gewendet, an einem geschnitzten eichenen Tisch saß. Er las einen Brief, dessen Inhalt ihn sehr aufzuregen schien, denn er warf ihn mehrmals auf den Tisch nieder und zwang sich dann, mit dem Lesen fortzufahren. Es befand sich sonst niemand im Zimmer, welches hoch und geräumig, wenn gleich ein wenig düster war, denn es war ganz mit Hausgeräten von dunklem Eichenholz möbliert, während die Wände mit altertümlichen Tapeten behängt waren. Schwere Vorhänge bedeckten die tiefen Erkerfenster, wodurch das Düstere noch erhöht wurde. Das Zimmer wurde von einer Messinglampe erhellt, die von der Gipsdecke niederhing, deren Rippen bemalt, und deren Leisten vergoldet waren. In der Nähe des verborgenen Einganges, durch welchen die Dame eingetreten war, stand ein großer zierlich geschnitzter Schrank von Ebenholz, an welchem eine Karussellrüstung und Lanze lehnte, während oben darauf eine Pickelhaube, eine Brustplatte, Beinschienen, Panzerhandschuhe und andere Waffenstückelagen. Zur Rechten des Schrankes war die Tapete zurückgeschlagen und zeigte eine kurze Treppe, die

mit der Tür eines Vorzimmers endete.

Fast in demselben Augenblick, als die Dame ihren Fuß in das Zimmer setzte, was sie nach kurzem Bedenken tat, indem sie den Vorhang geräuschlos hinter sich fallen ließ, stand der junge Mann auf. Er war so heftig aufgereggt, dass er ihren Eintreten nicht bemerkte. Den Brief, der ihn so sehr beunruhigt hatte, zwischen den Fingern zusammendrückend, warf er ihn wütend von sich und stieß einen unzusammenhängenden Ausdruck der Wut aus. Obwohl von Natur außerordentlich schön, waren seine Züge in diesem Augenblick so von Leidenschaft verzerrt, dass sie fast abschreckend erschienen. Er war von schlanker und schöner Gestalt und seine reiche Kleidung verkündete seinen Rang.

Die Dame, die unbemerkt Zeugin seiner heftigen Gemütsbewegung gewesen, war auffallend schön. Sie besaß eine stolze Figur, hatte den weißesten Hals, die zartesten Arme und sehr kleine zierlich gebildete Hände. Die etwas gebogene Nase und die kurze aufgeworfene Oberlippe verliehen ihren Zügen etwas Stolz. Ihre Augen waren groß, dunkel und an Form und Glanz fast orientalisches. Schwarze Augenbrauen und volles, glänzendes Rabenhaar vollendeten das Verzeichnis ihrer Reize. Ihr Kleid bestand aus weißem Brokat, worüber sie ein weites Gewand von violetter Samt mit offenen hängenden Ärmeln trug, die wohl darauf berechnet waren, die Schönheit ihrer Arme zu zeigen. Ihre Halskrause war von Spitzen und dazu trug sie ein Perlenhalsband, während andere kostbare Steine in ihren dunklen Haarlocken schimmerten.

Diese schöne Dame, deren stolze Lippen nun mehr als gewöhnlich zusammengedrückt waren, und deren dunkle Augen Strahlen von sich warfen – sehr verschieden von ihren

gewohnten zärtlichen Blicken – war die Gräfin von Exeter. Er, den sie ansah, war Lord Roos, und das Zimmer, in welches sie eben eingetreten, war das, welches der junge Edelmann in Theobalds bewohnte.

Sie beobachtete ihn einige Zeit mit Neugierde. Endlich machte sich seine Wut in Worten Luft.

»Verderben über sie beide!« rief er, indem er sich mit der geballten Faust auf die Stirn schlug. »Hatte je ein Mann ein solches Weib und eine solche Schwiegermutter! Sie werden mich noch mit Gewalt zu verzweifelten Maßregeln treiben, die ich gern vermeiden möchte; aber wenn sonst nichts sie zur Ruhe bringen kann, so muss es das Grab. Ja, das Grab«, wiederholte er mit dumpfer Stimme. »Es ist nicht meine Schuld, wenn ich gezwungen werde, sie dorthin zu schicken. Töricht genug, mich so zu quälen!«

Da sie fühlte, dass sie mehr gehört hatte, als sie hören sollte, so hätte die Gräfin sich gern entfernt. Da die Entfernung sie aber hätte verraten können, so hielt sie es für besser, ihre Gegenwart anzukündigen, indem sie sagte: »Ihr seid nicht allein, Mylord.«

Bei ihrer Stimme erschreckend, wendete sich Lord Roos augenblicklich um und sah sie verstört an.

»Ihr hier, Franziska?«, rief er, »ich erwartete Euch nicht so bald.«

»Ich kam vor der bestimmten Stunde, weil – aber Ihr scheint sehr aufgeregt. Ist irgendetwas geschehen?«

»Wenig mehr, als was täglich geschieht«, versetzte er. »Und doch ist es mehr, denn die Krisis ist gekommen, und eine furchtbare Krisis ist es. O, Franziska!«, fuhr er heftig fort, »wie teuer seid Ihr mir! Um mir Eure Liebe zu bewahren, würde ich alles wagen, selbst mein Seelenheil. Ich wür-

de vor keinem Verbrechen zurückbeben, um Euch immer in meiner Nähe zu behalten. Die mögen sich hüten, welche mich von Euch trennen wollen.«

»Was bedeutet diese Leidenschaft, Mylord?«, fragte die Gräfin.

»Sie bedeutet, dass es Personen gibt, die unser Glück stören wollen, die eifersüchtig auf unsere Liebe sind und sie gänzlich vernichten wollen, die uns mit Gewalt auseinander zu reißen versuchen, ohne an die Qual zu denken, die sie verursachen – da wir Feinde haben, die dies tun wollen, die uns tödlich zu verwunden beabsichtigen, so wollen wir nicht länger zaudern, sondern den ersten Schlag tun. Wir müssen uns von ihm befreien, koste es, was es wolle.«

»Ich will mich nicht stellen, als ob ich Euch missverstehe, Mylord«, versetzte die Gräfin, deren schönes Gesicht Spuren von Schrecken zu zeigen begann. »Aber ist es dahin gekommen? Ist die Gefahr drohend und unvermeidlich?«

»Drohend, aber nicht unvermeidlich«, versetzte Lord Roos. »Sie kann vermieden werden, wie ich schon angedeutet habe, aber nur durch ein Mittel. Eben habe ich einen Brief von meiner Frau erhalten, worin sie mir nach ihren gewöhnlichen Vorwürfen und Bitten endlich sagt, wenn ich taub für ihr Flehen bleibe und mich weigere, gänzlich mit Euch zu brechen und zu ihr zurückzukehren, so solle unser verbrecherisches Verhältnis – so nennt sie unsere Liebe – dem getäuschten Grafen von Exeter bekannt gemacht werden, der schon wissen werde, wie er seine beleidigte Ehre zu rächen habe. Welche andere Antwort als eine einzige, lässt sich auf jenen Brief erteilen, Franziska? Wenn wir ihr Trotz bieten, wie wir es bisher getan haben, so wird sie handeln, denn sie wird von jener Furie, ihrer Mutter, angetrieben. Wir müssen

ein wenig Zeit gewinnen, damit die Schwierigkeiten beseitigt werden können, die uns jetzt umringen.«

»Ich denke mit Schauern daran, William!«, sagte die Gräfin zitternd und totenblass werdend. »Nein, es darf nicht geschehen. Lieber, als dass ein solches Verbrechen begangen werden sollte, will ich ihre Forderung erfüllen.«

»Und mich verlassen?«, rief Lord Roos mit Bitterkeit. »Franziska, Eure Neigung kommt nicht der meinen gleich, sonst könntet Ihr keinen Augenblick einen solchen Gedanken hegen. Ihr bringt mich fast auf die Vermutung«, fügte er streng hinzu, »dass Ihr Eure Liebe auf einen anderen übertragen habt. Ah! Hütet Euch! Hütet Euch! Mit mir dürft Ihr nicht Euer Spiel treiben wie mit Eurem Gemahl.«

»Ich verzeihe Euch Euren Zweifel, Mylord - so ungerecht er auch ist - weil Euer Geist gestört ist; aber wäret Ihr ruhig genug, um die Sache anzusehen, wie sie wirklich ist, so würdet Ihr bemerken, dass mein Entschluss nichts enthält, was mit der zärtlichen Neigung für Euch unverträglich ist, sondern vielmehr, dass gerade meine Liebe mich zu diesem Schritt treibt. Was ich vorschlage, ist das Beste für uns beide. Das Mittel, welches Ihr wählen wollt, würde uns hier und jenseits den Untergang bereiten, würde uns aus der Gesellschaft treiben und uns einander verhasst machen. Meine Seele empört sich darüber. Und obwohl ich selber von Eurer Schwiegermutter, der Lady Lake eine tödliche Beleidigung erfahren habe, obwohl sie alle Bosheit, deren sie fähig ist, über mein Haupt ausgeschüttet hat, möchte ich ihr doch lieber verzeihen - lieber um Mitleid für sie bitten, als Euren schrecklichen Vorschlag annehmen. Nein, William. Der Schmerz, mich von Euch zu trennen, wird in der Tat furchtbar sein, aber er muss erduldet werden. Das Schicksal will

es so, und es ist daher nutzlos, dagegen anzukämpfen.«

»O! Nehmt diese Worte zurück, Franziska!«, rief der junge Edelmann, sich zu ihren Füßen niederwerfend und leidenschaftlich ihre Hände fassend. »Nehmt sie zurück, ich flehe Euch an. Ihr sprecht darin mein Urteil aus – ein Urteil, schrecklicher als der Tod, der im Vergleich mit Eurem Verlust leicht sein würde. Stoßt diesen Degen in mein Herz«, rief er, indem er die glänzende Waffe zog und sie ihr reichte. »Befreit mich sogleich von meinem Elend, aber verurteilt mich nicht zu langwieriger Qual.«

»Steht auf, William! Steht auf, ich bitte Euch!«, rief die Gräfin, überwältigt von der Heftigkeit seiner Gemütsbewegung, »und steckt Euren Degen ein. Die Liebe, die Ihr für mich zeigt, verdient eine angemessene Erwiderung und sie soll Euch zuteilwerden. Es komme, was will, ich werde Euch nicht verlassen. Aber o! Wir wollen uns nicht tiefer in Schuld stürzen, wenn es zu vermeiden ist.«

»Aber wie ist es zu vermeiden?«, rief Lord Roos. »Werden sie auf unser Flehen hören? Werden sie Mitleid mit uns haben? Werden sie Bedenken tragen, uns den Untergang zu bereiten?«

»Ich weiß nicht – ich weiß nicht«, versetzte die Gräfin verwirrt, »aber ich stehe erschrocken vor der Größe des Verbrechens da.«

»Sie werden uns nicht verschonen«, fuhr Lord Roos fort, »und darum können wir sie auch nicht verschonen.«

»Ich beuge mich vor Euch, William«, sagte die Gräfin, indem sie vor ihm auf die Knie sank und seine Hand fasste. »Bei der Liebe zu mir beschwöre ich Euch, Eurer Gemahlin nichts zuleide zu tun! Wir haben sie schwer gekränkt – wir wollen nicht auch noch an ihrem Tod schuldig sein. Wenn

der Schlag fallen muss, so mag er auf das Haupt der Mutter fallen. Mit ihr habe ich weniger Mitleid.«

»Lady Lake verdient kein Mitleid«, versetzte Lord Roos, die Gräfin erhebend und zärtlich umarmend, »denn sie ist die Ursache von all diesem Unheil. Ihrer Wirksamkeit verdanken wir den Sturm, der uns den Untergang droht. Aber wir sind zu weit gegangen, um Mitleid mit einer von beiden zu zeigen. Unsere Sicherheit fordert, dass beide weggeschafft werden.«

»Ich kann jetzt sagen, wie Ihr eben gesagt habt, William, und mit viel mehr Grund, dass Ihr mich nicht liebt«, rief die Gräfin, »sonst würdet Ihr mir meine Bitte nicht abschlagen.«

»Wie kann ich dieselbe erfüllen?«, entgegnete er. »Durch halbe Mittel ist nichts geschehen. Kennt Ihr die Beschuldigung, die Lady Roos gegen Euch zu erheben gedenkt? Obwohl ebenso falsch, wie sie unwahrscheinlich ist, wird sie doch beim König leicht Glauben finden, und sie ist in der Absicht entworfen worden. Ihr werdet dies begreifen, wenn ich Euch sage, was es ist. In diesem Brief«, fügte er hinzu, indem er das Papier aufhob, welches er niedergeworfen hatte, und es entfaltete, »beschuldigt sie Euch, Zauberei geübt zu haben, um Euch meine Liebe zu erwerben. Sie behauptet, Ihr habt mich bezaubert, und sie habe Beweise von der Art, wie es geschehen, und von dem sündhaften Vertrag, den Ihr zu dem Zweck eingegangen seid.«

»O, William! Dies ist falsch - völlig falsch!«, rief die Gräfin in Verzweiflung.

»Ich weiß es, « entgegnete er. »Es ist nicht nötig, dass Ihr andere Zaubereien gegen mich ausübt, wie Ihr von Natur besitzt. Aber was ich Euch sage, wird Euch den Umfang ihrer Bosheit zeigen und Euer Herz gegen sie stählen, wie sie

bereits das meine gestählt hat.«

»Aber diese Beschuldigung ist zu monströs. Sie wird nicht geglaubt werden«, rief die Gräfin.

»So monströs sie ist, wird man sie doch noch eher glauben und aufrecht halten als die andere, die man uns zur Last legt. Wir können alle ihre Behauptungen leugnen, die Zeugen, die sie gegen uns stellen, einschüchtern oder Lügen strafen, Eure Briefe, die unglücklicherweise in ihre Hände gefallen sind, für nachgemacht erklären, aber wenn diese Beschuldigung der Zauberei einmal gegen Euch vorgebracht wird, kann sie nicht auf den Boden fallen. Der König wird darauf hören, weil es seinen Vorurteilen schmeichelt, und selbst meine Stimme würde Euch nicht von der Verurteilung, vom Scheiterhaufen retten.«

»Entsetzlich!«, rief Lady Exeter, ihre Augen mit den Händen bedeckend, als wollte sie einen schrecklichen Gegenstand ausschließen. »O! Dass wir in einem Jahrhundert leben, wo solche Gräuel geschehen, wo so furchtbare Waffen gegen die Unschuldigen – denn ich bin wenigstens an diesem Vergehen unschuldig – können angewendet werden. Alles scheint gegen mich zu sein! Alle Türen, durch die ich entfliehen könnte – bis auf eine – sind geschlossen. Und wohin führt diese Tür? Zu dem bodenlosen Abgrund, wenn Wahrheit ist in dem, was der Himmel uns sagt.«

Lord Roos schien nicht imstande zu sein, zu antworten oder nicht zu wollen, und auf einige Augenblicke trat eine tiefe Pause ein, während welcher jedes den Blicken des anderen auswich. Endlich brach Lady Exeter das Schweigen und sagte vorwurfsvoll: »Ihr hättet meine Briefe verbrennen sollen, William. Ohne sie hätte man keinen Beweis gegen mich gehabt. Es war sehr unvorsichtig von Euch, Ihr habt

mich zu Grunde gerichtet!«

»Macht mir keine Vorwürfe, Franziska«, entgegnete er. »Ich gebe meine Unbesonnenheit zu und tadle mich deshalb streng. Aber ich konnte mich von keiner Zeile trennen, die ich von Euch erhalten habe. Ich schloss die Briefe in ein kleines Kästchen, welches ich in ein verborgenes Fach jenes Schrankes stellte, wo ich es völlig sicher glaubte. Das Kästchen mit seinem Inhalt ist auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Wie es geschehen ist, kann ich Euch nicht sagen.«

»Fällt Euer Verdacht auf niemand?«, fragte sie.

»Er ist auf mehrere gefallen, aber ich habe keine Gewissheit, dass ich in irgendeinem Fall recht gehabt habe«, versetzte er. »Dass ich einen Spion in meiner Nähe habe, weiß ich wohl und wenn ich ihn entdecke, soll er mit seinem Leben für seine Treulosigkeit zahlen.«

»Still!«, rief Lady Exeter. »Hörtet Ihr kein Geräusch?«

»Nein«, entgegnete er. »Wo?«

Sie deutete auf den kleinen Gang, der in das Vorzimmer führte. Er ging augenblicklich dorthin und untersuchte den Ort, ohne einen Horcher zu entdecken.

»Es ist niemand da«, sagte er zurückkehrend. »Es könnte in der Tat niemand ohne mein Wissen hereinkommen, denn mein spanischer Diener Diego, in den ich volles Vertrauen setze, steht draußen.«

»Ich hege Misstrauen gegen jenen Mann, William«, entgegnete sie. »Als ich fragte, von wem Ihr glaubtet, wer die Briefe weggenommen habe, fiel mein Verdacht auf ihn.«

»Ich denke nicht, dass er es getan haben würde«, versetzte Lord Roos. »Er hat mir immer treu gedient, und überdies habe ich ein Pfand für seine Treue in dem Besitz eines Ge-

heimnisses, wovon sein Leben abhängt. Ich kann nach Gefallen über ihn verfügen.«

»Schon wieder dieses Geräusch!«, rief die Gräfin. »Es ist gewiss jemand dort.«

»Eure Ohren haben Euch getäuscht«, sagte der junge Edelmann, nachdem er den Ort noch einmal untersucht hatte, so wie auch den geheimen Eingang, durch welchen die Gräfin sich dem Zimmer genähert hatte.

»Ich hörte nichts und kann nichts finden. Eure Nerven sind erschüttert und verursachen Täuschungen.«

»Es mag sein«, versetzte sie. Aber es war klar, dass sie nicht überzeugt war, denn als sie fortfuhr, sprach sie fast flüsternd. Indessen war es eine Frage, die sie vielleicht nicht laut auszusprechen wagte. »Welches Mittel beabsichtigt Ihr zur Ausführung Eures Planes anzuwenden?«

»Dasselbe, welches Somerset und seine Gräfin zur Entfernung des Sir Thomas Overbury anwendeten, aber schneller und sicherer«, entgegnete er leise.

»Schrecklich!«, rief sie mit einem Schauer. »Aber dieselbe Strafe, welche die Somersets ereilte, könnte auch uns ereilen. Solche Verbrechen bleiben nie verborgen.«

»Noch schlimmere Verbrechen als die ihren sind nie ans Licht gekommen und werden auch nie ans Licht kommen. Da war eins, in welches Somerset selber verwickelt war und welches den Untergang einer viel höheren Person als Overbury bezweckte, und dies wagt man kaum anzudeuten.«

»Weil die größte Person im Land damit in Verbindung stand«, entgegnete die Gräfin. »Ich vermute, Ihr meint den Tod des Prinzen Heinrich?«

»Ja«, antwortete Lord Roos. »Somerset wäre nie wegen Overbury verhört worden, hätte der König nicht seinen Fall

beschlossen.«

»Noch eine Frage, und ich frage nicht weiter«, sagte die Gräfin, die kaum imstande war, ihre Worte hervorzubringen. »Wer soll den tödlichen Trank reichen?«

»Lukas Hatton, Lady Lakes Apotheker. Er ist eine von meinen Kreaturen und mir völlig ergeben.«

»Unser Leben wird auch später noch in seinen Händen sein«, sagte die Gräfin in leisem Geflüster.

»Es wird in sicherem Gewahrsam sein«, versetzte er, indem er sie wieder zu beruhigen versuchte.

»O William! Ich wollte, ich könnte Euch bewegen, diesen Plan aufzuschieben.«

»Zu welchem Zweck? Je eher es geschieht, desto besser. Es kann in der Tat nicht aufgeschoben werden. Ich werde Lucas Hatton noch diesen Abend kommen lassen.«

Bei dieser Ankündigung verlor die Gräfin, die nach und nach matter und blässer wurde, alle Kraft, sich aufrecht zu halten, stieß einen Schrei aus und sank in völliger Bewusstlosigkeit in seine ausgestreckten Arme.

Während Lord Roos überlegte, welche Mittel er anwenden sollte, um sie wieder zum Bewusstsein zu bringen, trat plötzlich ein Mann von gelber Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haar und Augen, der die rot und weiße Livree des jungen Edelmannes trug, vom Vorzimmer herein.

»Wie kannst du es wagen, unaufgefordert hereinzukommen, Diego?«, rief Lord Roos wütend. »Geh augenblicklich, Kerl!«

»Ich bitte Eure Herrlichkeit um Verzeihung«, versetzte der spanische Diener, »aber ich war genötigt, Euch in Kenntnis zu setzen, dass Eure Gemahlin und Lady Lake draußen sind und sich nicht zurückweisen lassen wollen.«

»Verdammt!«, rief Lord Roos. »Was führt sie zu dieser Stunde hierher? Aber du darfst sie auf keinen Fall einlassen, Diego – wenigstens nicht eher, bis ich Zeit gehabt habe, die Gräfin in ihr Zimmer zu bringen. Welch ein verwünschter Zufall!«

Diego entfernte sich augenblicklich, um scheinbar den Befehl seines Herrn zu befolgen; aber kaum war er in den kleinen Gang getreten, als die beiden Damen sich an ihm vorüberdrängten und ins Zimmer traten. Sie kamen gerade in dem Augenblick, als Lord Roos seine bewusstlose Last auf die geheime Treppe zutrug.

Der junge Edelmann war so bestürzt bei ihrer Erscheinung, als ob sich zwei Gespenster vor ihm erhoben hätten. Beide Damen waren sehr reich gekleidet und die Jüngere von beiden war durchaus nicht ohne Schönheit, wenn gleich blass und schwermütig. Die Ältere hatte eine volle und edle Figur und stolze Züge, die nun, als sie Lord Roos anblickte, vom Lächeln des Triumphes erhellt waren. Sehr verschieden war der Ausdruck der anderen, die durch das, was sie sah, so gekränkt und aufgeregt schien, dass sie nahe daran war, in denselben Zustand wie die Gräfin zu versinken.

Wenn Lord Roos das Grinsen in Diegos schwärzlichem Gesicht hätte sehen können, als er am Eingang des Ganges stand, der zum Vorzimmer führte, so würde er wenig zweifelt haben, wem er diese Überraschung zu verdanken habe.

Es ist nutzlos zu sagen, dass die Damen, die sich auf diese Weise in das Zimmer des Lord Roos gedrängt hatten und eine vollständige Bestätigung ihres Verdachts erhalten hatten – wenn ihnen irgend noch ein Zweifel übrig blieb – seine Gemahlin und Schwiegermutter waren.

Siebentes Kapitel

Die Haarlocke

Lord Roos wusste kaum, wie er aus der verlegenen Lage kommen sollte, in die er geraten war. Aber er besaß viel Selbstbeherrschung und sie verließ ihn auch in der gegenwärtigen Verlegenheit nicht. Nach solcher Überlegung, wie sie die Umstände gestatteten, konnte er nur ein Rettungsmittel entdecken, und wenn gleich hoffnungslos, beschloss er es doch anzuwenden. Wenn die vollendete Frechheit ihn retten konnte, so fehlte es ihm daran nicht.

Bisher hatte er noch kein Wort mit den Damen gewechselt. Lady Lake schien sich zu sehr an seiner Verwirrung zu erfreuen, um irgendetwas zu tun, dieselbe zu beseitigen. Seine Frau sah sich genötigt, sich in ihren Bewegungen nach denen ihrer Mutter zu richten. Ohne das Schweigen zu brechen, welches nun schmerzlich drückend geworden war, legte er die noch leblose Gestalt der Gräfin von Exeter auf ein Sofa, ließ wie zufällig ein Taschentuch über ihr Gesicht fallen, ging dann rasch zu der Stelle, wo Diego stand und sagte in entschlossenem Ton, aber so leise zu ihm, dass die anderen es nicht hörten: »Du hast mich verraten, Schurke, und wenn du mir nicht unbedenklich gehorchst und alle meine Behauptungen, so auffallend sie dir auch erscheinen mögen, bestätigst, so sollst du für deine Verrätereit mit deinem Leben zahlen.«

Als dies geschehen war, wendete er sich zu den beiden Damen und redete Lady Lake mit mehr Ruhe an, als man hätte erwarten sollen.

»Ihr denkt ohne Zweifel eine wichtige Entdeckung ge-

macht zu haben, Madame«, sagte er, »eine Entdeckung, die mich und eine edle Dame, deren Ruf Ihr und Eure Tochter zu schmähen sucht, in große Verlegenheit bringen werde. Da ich, wie Ihr denkt, völlig in Eurer Macht hin, so schließt Ihr, ich werde in alle Bedingungen willigen, die Ihr und Lady Roos mir vorlegen werden, lieber, als Euch aus diesem Zimmer gehen und alles entdecken zu lassen, was Ihr gesehen habt. Ist es nicht so, Madame?«

»Ja, Mylord«, versetzte Lady Lake mit Bitterkeit. »Ihr habt die Sache richtig genug angegeben, außer in einem besonderen Punkt. Wir denken nicht, eine Entdeckung gemacht zu haben, sondern sind dessen völlig gewiss. Wir denken nicht, dass Ihr in unsere Bedingungen einwilligen werdet, denn wir sind gewiss, dass Ihr nur zu gern Euch und die Teilnehmerin Eurer Schuld durch jedes Opfer vor Entdeckung und Schande schützen werdet. Und erlaubt mir zu bemerken, dass der Ton, den Eure Herrlichkeit annehmen, weder für die Umstände noch für die Gegenwart, in welcher Ihr Euch befindet, passend scheint. Einiges Schamgefühl muss Euch wenigstens übrig sein – irgendein Schein von Respekt – wenn auch nichts weiter – sollte wenigstens gegen Eure beleidigte Gattin beobachtet werden. Wenn ich in dieser Sache allein handelte, würde ich Euch und der Gräfin von Exeter keine Rücksicht zeigen; aber ich kann den Bitten meiner Tochter nicht widerstehen, und um ihretwillen – und um ihretwillen allein – will ich den Schlag aufschieben, wenn ich nicht dazu gezwungen werde; und in dem Fall soll nichts meine Hände zurückhalten.«

»Ich danke Ihrer Herrlichkeit für Eure Milde«, sagte Lord Roos mit verstellter Demut.

»O, mein teurer Lord! Schließt nicht auf immer die Tür

zwischen uns!«, rief Lady Roos. »Kehrt zu mir zurück, und alles soll verziehen sein.«

»Still, Elisabeth!«, rief Lady Lake ungeduldig. »Weißt du nicht aus trauriger Erfahrung, dass dein Gemahl für jede sanfte Bitte unzugänglich ist? Sein Herz ist gestählt gegen das Mitleid. Bitte nicht um das, was dir mit Recht zukommt und was er Dir bewilligen muss, er mag wollen oder nicht. Lass ihn sein Knie vor dir beugen. Lass ihn Besserung versprechen und um Verzeihung bitten, und dann wird es an dir sein, zu bedenken, ob du deine Verzeihung auf ihn erstrecken willst.«

Lady Roos sah aus, als hätte sie ihre Mutter gern unterbrochen, aber sie wurde zu sehr von ihr beherrscht, um eine Bemerkung zu machen.

»Es ist Zeit, Euch zu enttäuschen, Madame«, sagte Lord Roos, völlig unbewegt von dem, was gesagt worden war. »Ich bin nicht in der Lage, wie Ihr glaubt und habe nicht die geringste Absicht, Lady Roos um Verzeihung zu bitten oder ihr irgendein Versprechen abzulegen.«

»O Mutter! Ihr seht, dass auch Ihr ihn nicht zu bewegen vermögt«, sagte Lady Roos weinend. »Was wird aus mir werden?«

»Ich werde dich schelten müssen, Tochter, wenn du diese Schwäche zeigst«, rief Lady Lake zornig.

»Lass mich mit ihm sprechen. Ungeachtet Eurer angenommenen Zuversicht, Mylord, könnt Ihr nicht blind sein für Eure Lage. Und wenn Ihr wegen der Folgen der Verweigerung unserer Forderungen selber persönlich unbekümmert sein möget, so könnt Ihr doch nicht ebenso gleichgültig wegen des Schicksals der Gräfin von Exeter sein, welches durch jene Weigerung entschieden wird.«

»Ich bin so wenig gleichgültig wegen der Sicherheit der Gräfin, Madame, dass ich mich nicht genug freuen kann, dass sie außerhalb des Bereiches Eurer Bosheit ist.«

»Wie, Mylord!«, rief Lady Lake, erstaunt über seine Zuversicht. »Außerhalb unseres Bereiches, wenn sie doch hier ist! Ihr könnt doch nicht meinen«, fügte sie mit einem unerklärlichen Ausdruck der Genugtuung hinzu, »dass sie tot ist?«

»Tot!«, rief Lady Roos; »die Gräfin tot! Ich dachte, sie wäre nur in einer Ohnmacht.«

»Welches Rätsel wollt Ihr uns da aufgeben, Mylord?«, fragte Lady Lake.

»Kein Rätsel, Madame«, versetzte Lord Roos.

»Ich will nur behaupten, dass die Person, die Ihr dort auf dem Sofa seht, nicht die Gräfin von Exeter ist.«

»Nicht die Gräfin!«, rief Lady Roos. »O, wenn dies möglich wäre! Aber nein, nein! Ich kann mich nicht täuschen.«

»Ich sehe jetzt, warum ihr Gesicht mit einem Tuch bedeckt worden ist«, rief Lady Lake. »Aber es soll sie nicht vor unseren Blicken schützen.«

Hierauf näherte sie sich dem Sofa in der Absicht, die Bedeckung hinweg zu nehmen, als Lord Roos ihr in den Weg trat.

»Keinen Schritt näher, Madame«, rief er in gebieterischem Ton. »Ich will nicht gestatten, dass Ihr Eure Neugierde noch weiter befriedigt. Ihr und Lady Roos möge das, was Ihr gesehen habt, so gut benutzen, wie Ihr könnt, und jede Erzählung in Umlauf bringen, die Eure Einbildungskraft erfinden mag. Ihr werdet Euch nur lächerlich machen und Spott anstatt Teilnahme ernten. Niemand wird Euren Behauptungen Glauben schenken, weil ich zu beweisen imstande bin, dass Lady Exeter sich in diesem Augenblick in einem anderen Teil des Palastes befindet.«

»Diese kühne Unwahrheit wird Euch nicht helfen, Mylord. Man wird sich jener Person dort auf dem Sofa bemächtigen, wer sie auch sein mag, und dann wird die Wahrheit an den Tag kommen.«

Sie war im Begriff, auf die Tür zuzugehen, aber Lord Roos fasste ihren Arm und zog zugleich seinen Degen. Lady Roos schloss aus seinen wilden Blicken und drohenden Gebärden, dass ihre Mutter seiner Wut geopfert werden könne. Sie fiel daher vor ihm auf ihre Knie und flehte ihn um Mitleid an. Sie blieb in dieser Stellung, bis Lady Lake ihr zornig aufzustehen befahl.

»Ihr seid ohne meine Erlaubnis hierhergekommen, Madame«, rief Lord Roos wütend seiner Schwiegermutter zu, »und Ihr sollt Euch nicht eher entfernen, als bis ich es gestatte. Schließe die Tür ab, Diego, und bringe mir den Schlüssel. Es ist gut«, fuhr er fort, als der Befehl befolgt wurde.

Lady Lake unterwarf sich ohne Widerstand dem ihr auferlegten Zwang. Sie konnte nicht wohl anders, denn wenn ihr Schreien auch Beistand herbeigeführt hätte, mochte derselbe doch zu spät gekommen sein, und am Ende wollte sie die Sache auch nicht auf diese Weise zum Abschluss führen. Aber sie zeigte keine Furcht und verbot ihrer Tochter ihre Bitten fortzusetzen.

»Und nun, Madame«, sagte Lord Roos, Lady Lake loslassend, indem er Diego den Schlüssel abnahm, »will ich Euch sagen, wer die Person dort auf dem Sofa ist.«

»Vermehrt die Zahl der Unwahrheiten, die Ihr bereits gesagt habt, nicht noch, Mylord«, versetzte Lady Lake verächtlich. »Ich weiß wohl, wer es ist.«

»Aber ich möchte doch seine Erklärung hören«, sagte Lady Roos.

»Welche Erklärung kann er geben?«, rief Lady Lake. »Beweifelst du das Zeugnis deiner eigenen Sinne?«

»Ich weiß nicht, was ich bezweifle oder was ich glaube«, rief Lady Roos in trostloser Zerstreung.

»Dann glaubt mir, was ich Euch sage, Elisabeth«, sagte ihr Gemahl. »Es ist die Kammerjungfer der Gräfin, Gillian Greenford.«

»Eine unverschämte Lüge!«, rief Lady Lake.

»Eine Wahrheit, Mylady«, fiel Diego ein, »eine Wahrheit, die ich zu beschwören bereit bin.«

»Ich zweifle nicht daran, du falscher Schurke und zweifacher Verräter! Du bist deines Herrn würdig. Er kann keine so unsinnige und unwahrscheinliche Lüge erfinden, die du nicht unterstützen wirst. Jetzt bist du bereit, einen falschen Eid für ihn abzulegen; aber er darf sich wenig auf dich verlassen, denn du wirst morgen dasselbe für uns tun.«

»Ich halte es kaum für wahrscheinlich, Mylady«, versetzte Diego sich verneigend.

Lady Lake wendete sich mit der äußersten Verachtung von ihm ab.

»Wenn wir die Behauptung Eurer Herrlichkeit als möglich annehmen wollten«, sagte Lady Roos, »wie sollte Gillian Greenford – so meine ich nanntet Ihr sie – zu den Kleidern ihrer Gebieterin kommen?«

»Das ist leicht zu erklären, Kind«, versetzte Lord Roos. »Da sie sich ohne Zweifel so vorteilhaft wie möglich darstellen wollte, bediente sie sich der Garderobe der Gräfin. Eure eigene begünstigte Dienerin, Sara Swarton, hat sich oft in Eure feinsten Reifröcke, Mieder und Halskrausen gekleidet, wie Diego Euch sagen kann. Ist es nicht so, Kerl?«

»Es ist gerade so, wie Mylord angegeben hat, Madame«,

sagte der Spanier zu Lady Roos. »Wenn Sara Swarton so gekleidet war, habe ich sie oft für Ihre Herrlichkeit gehalten.«

»Aber Sara ist mir sehr unähnlich«, sagte Lady Roos.

»Das zeigt nur, wie trügerisch der Schein ist, Kind, und wie wenig wir uns darauf verlassen können«, entgegnete Lord Roos.

»Wie kannst du dich so täuschen lassen, Elisabeth?«, sagte Lady Lake.

»Weil Ihre Herrlichkeit mir lieber glauben möchte als Euch, Madame«, versetzte Lord Roos. »Aber sie wird nicht getäuscht.«

»Der Himmel vergebe ihm!«, sagte Diego zu sich.

»Und gesetzt, es wäre Gillian, wie wäre die Sache dadurch für dich gebessert, Elisabeth?«, sagte Lady Lake. »Bist du nicht ebenso sehr gekränkt durch die eine, wie durch die andere?«

»Es mag sein«, versetzte ihre Tochter, »aber ich bin nur eifersüchtig auf die Gräfin. Ich würde vor jedem anderen Frauenzimmer niederknien und ihr danken, die meinen Gemahl ihren Umarmungen entzöge!«

»Schwache Törrin! Ich verleugne dich«, rief Lady Lake zornig.

»Welch ein Weib!«, sagte Diego bei sich selber. »Seine Herrlichkeit ist ihrer völlig unwürdig. Wie würde ich eine solche Liebe schätzen!«

In diesem Augenblick machte Lady Exeter eine leise Bewegung und stieß einen Seufzer aus.

»Sie kommt wieder zu sich!«, flüsterte Lady Lake ihrer Tochter zu. »Wir werden bald die Wahrheit erfahren. Ich werde ein Mittel finden, sie zum Sprechen zu bringen. Nun, Mylord«, fügte sie laut und in sarkastischem Ton hinzu,

»wenn Ihr es so wollt, ist es vergebens, es zu bestreiten. Aber was wird die Gräfin sagen, wenn sie Eure Untreue entdeckt?«

Hierauf fand eine schnellere Bewegung auf dem Sofa statt und eine Hand erhob sich, um das Tuch wegzuziehen.

»Wir haben sie«, flüsterte Lady Lake triumphierend ihrer Tochter zu. »Gewiss«, fuhr sie laut fort, »die Gräfin wird diese Übertragung Eurer Neigung auf ihr Kammermädchen sehr übel nehmen.«

Lord Roos sah die Gefahr, worin er sich befand. Noch einen Augenblick und Lady Lake hatte ihren Zweck erreicht und die Gräfin sich verraten.

»Lady Exeter wird Euren Darstellungen wenig Wichtigkeit beilegen, Madame«, sagte er mit großem Nachdruck redend, »außer insoweit sie sich auf sie selber beziehen, und da wird sie Sorge tragen, sie zu widerlegen. Über den Umstand, dass Gillian Greenford mich besuchte und dass das arme Mädchen aus über großer Furchtsamkeit ohnmächtig geworden und dass Ihr und Lady Roos mich in dieser Stellung überrascht, wird die Gräfin nur lachen, wenn er zu ihrer Kenntnis kommt. Aber sie wird anders denken, wenn sie hört, dass Ihr und Eure Tochter behaupten, dass sie es gewesen und nicht ihr Kammermädchen sind, die Ihr gesehen habt. Verlasst Euch darauf, Madame, Lady Exeter wird dieser Behauptung widersprechen und die Falschheit derselben beweisen.«

»Man mag die Falschheit jetzt beweisen. Die Person auf jenem Sofa zeige ihre Gesichtszüge und wir werden sehen, ob es die Gräfin oder Gillian ist.«

»Ja, lasst sie es tun, Mylord – lasst sie mit uns reden«, bat Lady Roos.

»Diablo! Es soll mich wundern, wie diese Bitte zu erfüllen sein wird?«, sagte Diego bei sich selber.

Aber Lord Roos war ein zu erfahrener Spieler, um sich durch diese Wendung des Spiels schlagen zu lassen.

»Gillian ist schon genug gequält worden«, rief er, »und soll dieser Prüfung nicht ausgesetzt werden. Überdies ist sie wieder in ihre Bewusstlosigkeit versunken, wie Ihr seht.«

»Es ist klar, sie tut, was Eure Herrlichkeit will«, sagte Lady Lake verächtlich. »Wir wissen, wie wir ihre Weigerung zu erklären haben.«

»Es liegt mir nichts daran, wie Ihr sie erklärt«, rief Lord Roos, die Geduld verlierend. »Ihr und Lady Roos möget denken, was Ihr wollt und handeln, wie es Euch gefällt. Genug für mich, dass Ihr nichts beweisen könnt.«

»Ei, dies sieht Euch ähnlich, Mylord«, entgegnete Lady Lake höhnisch. »Nachdem Ihr die Maske abgeworfen habt, wird Euch die Notwendigkeit weiterer Ausflüchte erspart. Die Gräfin wird Euer Beispiel nachahmen, ihre verstellte Bewusstlosigkeit beseitigen und uns Trotz bieten. Sie darf nichts fürchten, da Ihr behauptet, dass wir nichts beweisen können.«

»Ich sehe, es ist Eure Absicht, mich zu ärgern, Madame«, rief Lord Roos heftig, »und dies wird Euch wahrscheinlich gelingen, wenn Euch auch alles Übrige fehlschlägt. Ich habe keine Maske abzuwerfen. Wenn Ihr aber wollt, dass ich mich für Euren Feind erklären soll, so bin ich dazu bereit. Von jetzt an mag kein Vertrag zwischen uns gelten, sondern offener Krieg herrschen.«

»So sei es, Mylord. Und Ihr sollt bald finden, wer in dem Kampf geschlagen werden wird.«

»O! Schreitet nicht zu diesen äußersten Mitteln, liebe Mut-

ter und teuerster Gemahl!«, rief Lady Roos, indem sie sich flehend von der einen zu dem anderen wendete. »Stellt diese zornigen Reden ein, ich bitte Euch. Seid Freunde und nicht Feinde.«

»Wie Ihr wollt – Friede oder Krieg, es gilt mir gleich«, sagte Lord Roos. »Inzwischen bin ich dieser Szene überdrüssig und muss sie zu Ende bringen. Diego!«

Seinem Diener winkend, flüsterte er ihm einen Befehl ins Ohr.

»Ich werde Euch gehorchen, Mylord«, sagte Diego, als er seinen Auftrag empfing. »Gillian soll mit aller Sorgfalt in ihr Zimmer gebracht werden.«

Wir müssen einen Beweis haben, dass sie hier gewesen ist« dachte Lady Lake. *Aber wie soll man ihn erhalten? Ich habe es.* »Nimm«, fügte sie leise zu ihrer Tochter gewendet hinzu, indem sie ihr eine Schere in die Hand gab, »und versuche ihr, wenn möglich, eine Haarlocke abzuschneiden, ehe sie weggebracht wird.«

Lady Roos versprach mit einem Blick, ihr zu gehorchen.

Während dies geschah, näherte sich Diego dem Sofa, band das Tuch fester um das Gesicht der Gräfin, nahm sie auf seine Arme und ging auf die geheime Treppe zu, deren Vorhang Lord Roos zurückzog, um ihn durchzulassen.

So rasch der Spanier sich bewegte, kam ihm doch Lady Roos zuvor, deren Absicht dadurch begünstigt wurde, dass sich eine von den langen Haarflechten der Gräfin löste und sie keine Schwierigkeit hatte, sich in den Besitz derselben zu setzen. Lady Exeter wurde den erlittenen Verlust gewahr und stieß einen erstickten Schrei aus, aber dies wurde von Lord Roos, der nicht bemerkte, was vorging, und nur Diegos Entfernung beschleunigen wollte, dem bei dieser Gelegen-

heit sehr natürlichen Schrecken zugeschrieben. Aber ehe dieser mit seiner Last gänzlich verschwunden war, wurde die parfümierte seidene Haarlocke der Lady Lake überliefert, welche triumphierend murmelte, als sie dieselbe empfing.

»Diese Haarlocke wird sie überführen.«

Der Preis war kaum verborgen, als Lord Roos seinen Degen, den er bisher gezogen gehabt, wieder einsteckte und sich seiner Schwiegermutter näherte.

»Nun, da der Gegenstand Eurer Unruhe entfernt ist, wird es nicht nötig sein, diese Unterredung zu verlängern«, sagte er.

»Haben wir denn Eurer Herrlichkeit Erlaubnis, uns zu entfernen?«, entgegnete Lady Lake kalt. »Ich vermute, wir sollen uns nicht des Privatausganges bedienen, den Ihr zu Euren verliebten Abenteuern benutzt, damit wir nicht noch andere Entdeckungen machen.«

»Ihre Herrlichkeit werden sich auf dem Wege entfernen, auf dem Ihr hereingekommen seid«, versetzte Lord Roos. »Ich werde Euch bis an die Tür begleiten und sie für Euch öffnen.«

»Ehe wir gehen, möchte ich ein Wort mit meinem Gemahl reden – vielleicht wird es mein letztes sein«, sagte Lady Roos zu ihrer Mutter. »Ich bitte, entfernt Euch ein wenig, damit wir allein sind.«

»Tu es lieber nicht«, versetzte Lady Lake. Aber nicht imstande, den flehenden Blicken ihrer Tochter zu widerstehen, fügte sie hinzu: »Nun, wie du willst, aber es ist nutzlos.«

Hierauf begab sie sich in den kleinen Gang und blieb dort.

Als Lady Roos sich zu ihrem Gemahl wendete, erkannte sie an dem strengen und unerschütterlichen Blick, den er an-

genommen hatte, dass jede Bitte, die sie an ihn richte, vergebens sein würde. Daher sprach sie auch keine aus. Ein Augenblick verging, ehe sie ein Wort hervorbringen konnte und dann war es nur ein leises Gebet um Leitung und Unterstützung.

»Was sagt Ihr, Elisabeth?«, fragte Lord Roos, welcher glaubte, dass sie ihn anrede.

»Ich bat den Himmel um Beistand, William, und er hat mir denselben gewährt«, entgegnete sie in leisem und lieblichem Ton. »Ich kann jetzt mit Euch reden. Es geschieht nicht, um Euch mit Bitten oder Vorwürfen zu ermüden, dass ich Euch so zurückhalte. Ich habe Euch etwas mitzuteilen und ich bin gewiss, Ihr werdet lebhaft darauf horchen. Kommt näher, damit es sonst niemand hört.«

Lord Roos, dessen Neugierde durch ihr Benehmen aufgeregt wurde, gehorchte ihr.

»Ich bin ganz Ohr«, sagte er.

»Ich fühle, dass ich Euch im Wege stehe«, versetzte sie mit leisem Geflüster, »und dass Ihr meinen Tod wünscht. Nein, unterbrecht mich nicht; ich bin gewiss, Ihr wünscht ihn, und ich bin ebenso gewiss, dass der Wunsch befriedigt werden wird, und dass Ihr mich töten werdet.«

»Euch töten!«, rief Lord Roos erschrocken. »Wie könnt Ihr Euch so etwas Schreckliches vorstellen?«

»Es ist denen eine Macht gewährt, welche so innig lieben, wie ich, in die Herzen derjenigen, die sie lieben, zu blicken und ihre Geheimnisse zu lesen. Ich habe die Euren gelesen, William. Nein, erschreckt nicht. Ich habe es bisher für mich behalten und werde es auch bis zu Ende für mich behalten. Ihr wünscht, dass ich tot sein möge, sage ich, und Euer Wunsch soll befriedigt werden – aber nicht in der Weise, wie

Ihr es beabsichtigt. Da ich Eure Liebe verloren habe, ist mir das Leben gleichgültig oder vielmehr unerträglich geworden. Aber wenn auch der Tod eine Erleichterung für mich sein mag, darf er doch nicht von Eurer Hand kommen.«

»Ihr könnt Euch doch nicht selbst den Tod geben wollen, Elisabeth?«, rief Lord Roos erschrocken.

»Ich beabsichtige, Euch nicht länger zu belästigen. Ich beabsichtige, Euch das letzte und größte Opfer zu bringen, welches ich kann, und Euch ein Verbrechen zu ersparen – oder wenn Ihr das Verbrechen teilen müsst, Euch wenigstens vor der Strafe zu schützen. Seht hier!«, fügte sie hinzu, indem sie eine kleine Flasche zum Vorschein brachte. »Gebietet mir, hiervon zu trinken, und ehe der Morgen kommt, seid Ihr frei und ich in Ruhe. Soll ich es tun?«

»Nein – nein«, versetzte Lord Roos, ihr das Fläschchen entziehend. »Lebt, Elisabeth, lebt!«

»Soll ich für Euch leben, William?«, rief sie mit unaussprechlicher Freude.

Er gab keine Antwort, sondern wendete seinen Kopf ab.

»Aus Mitleid, gebt mir das Fläschchen zurück«, rief sie, wieder in ihre Verzweiflung versinkend.

»Ich muss Euch Eure Bitte abschlagen«, versetzte er.

»Bist du zu Ende, Elisabeth?«, fragte Lady Lake aus dem Gang hervorkommend.

»Noch einen Augenblick, Mutter«, rief Lady Roos. »Ein Wort – einen Blick!«, fügte sie zu ihrem Gatten gewendet hinzu.

Aber er sprach nicht mit ihr und sah sie nicht an.

»Jetzt bin ich bereit, Euch zu begleiten, Mutter«, sagte die arme Dame matt.

»Fasse Muth, schwachherziges Geschöpf«, sagte Lady

Lake in leisem Ton. »Die Rache ist unser.«

Wenn ich sie nur treffen könnte, ohne ihn zu verletzen, so würde mir nicht daran liegen, dachte Lady Roos. Aber wo er leidet, muss ich auch leiden, und noch empfindlicher.

Kaum imstande, sich aufrecht zu halten, folgte sie ihrer Mutter zu der Tür des Vorzimmers, die von ihrem Gatten für sie geöffnet wurde. Er sagte ihr nicht Lebewohl!

Als Lady Lake hinausging, blieb sie einen Augenblick stehen und sagte: »Morgen. Mylord, wollen wir uns überzeugen, ob die Haarlocke, die wir von dem schönen Gast in Eurem Zimmer erhalten haben, zu Gillian Greenfords Haar oder zu der Rabenlocken der Gräfin von Exeter passt.«

Unzufrieden mit der Wirkung, welche diese Drohung hervorbrachte, entfernte sie sich mit ihrer Tochter, ehe Lord Roos eine Antwort aussprechen konnte.

Achtes Kapitel

Der Fontänenhof

An dem Morgen nach dem oben erwähnten ereignisreichen Abschnitt in seinem Leben stand unser neuernannter Ritter in nachdenkender Stellung neben dem schönen Springbrunnen, der mit zwei schönen Statuen verziert war, welche die Göttin der Liebe und ihren Sohn vorstellten, und, wie schon oben gesagt, den Mittelpunkt des großen Vierecks des Palastes Theobalds bildete. Sir Jocelyn horchte auf das Plätschern der schimmernden Wasserstrahlen, die sich in die Luft erhoben und in das breite Marmorbecken zurückfielen. Er schien von dem angenehmen Geräusch beruhigt zu werden. Seine Brust war von verschiedenen streitenden Gemütsbewegungen aufgeregt worden. In unglaublich kurzer Zeit hatten sich Ereignisse zugetragen, wovon einige auf seine ganze künftige Laufbahn Einfluss nehmen konnten, während eine derselben, obwohl es ihn viel weiter geführt, als er je hatte erwarten können, seine Aussichten auf Glück gänzlich zerstören zu wollen schien.

Obwohl die Schwierigkeiten, die ihn umgaben, auf unerwartete Weise durch die Anstrengungen des Grafen von Gondomar überwunden wurden, der seinen ersten glücklichen Erfolg mit wunderbarer Sicherheit und Beharrlichkeit verfolgte und durch alle Kunstgriffe, die ihm zu Gebote standen, seinen Schützling beim König noch weiter in Gunst zu setzen gewusst hatte, ohne dass der Schützling selber gewahr wurde, auf welche Weise es geschah. Obwohl Jakob bei dem Bankett am Abend, wozu er durch die geschickte Anordnung des spanischen Gesandten eingeladen wurde,

großen Gefallen an ihm zu finden schien und ihm so ausgezeichnete Aufmerksamkeit widmete, dass der Neid und die Eifersucht der meisten Hofleute dadurch erregt wurden; obwohl er auf gutem Wege zu noch größerer Gunst schien und schon als ein neuer Günstling betrachtet wurde, der alle anderen über ihm in dieser beständig wechselnden Sphäre verdrängen könne, wenn er nicht eine Hemmung erfahre; obwohl seine gegenwärtige Stellung verhältnismäßig sicher und seine Aussichten glänzend waren, fühlte er sich unruhig und unzufrieden mit sich selbst. Er konnte sich nicht von allem Tadel freisprechen wegen der Rolle, die er, wenn gleich unfreiwillig, bei der Verhaftung Hugo Calveleys gespielt hatte. Es war unaussprechlich schmerzlich für ihn, und er empfand es als einen Vorwurf, wovon er sich nicht frei machen konnte, wenn gleich unerwartet, durch den Fall des unglücklichen Puritaners gestiegen zu sein. Wie konnte er Aveline je wieder vor Augen treten! Sie musste ihn mit Abscheu und Entsetzen als die unfreiwillige Ursache des Unterganges ihres Vaters betrachten. Eine Schranke war zwischen sie gestellt, die nichts je entfernen konnte. Und wenn er gleich einerseits plötzlich weit über seine Hoffnungen erhoben worden war, so war er doch andererseits ebenso plötzlich wieder niedergeworfen und bedroht worden, auf immer des Segens beraubt zu werden, den er vor Augen hatte und nach dessen Besitz er mehr als nach Reichtum oder Größe strebte. Seine Lage wurde durch den Umstand noch verwickelter, dass er auf Gondomars Bitte, um die er ebenso wenig wie die Übrigen wusste, zum Wächter Hugo Calveleys bestimmt worden war, bis dieser, der noch in der Wohnung des Portiers gefangen gehalten wurde, nach dem Befehl Seiner Majestät entweder in den Tower oder in das

Fleetgefängnis geschickt werde. Diesen Posten würde er abgelehnt haben, wenn irgendeine Möglichkeit dazu vorhanden gewesen wäre. So wurde jeder Plan, die Flucht des Gefangenen zu begünstigen, völlig vereitelt, da er seine Pflicht nicht verletzen konnte. Wahrscheinlich hatte ihm der listige Gesandte in jener Absicht die Anstellung verschafft. In der Tat war er unbewusst eine Puppe in den Händen des listigen Spaniers geworden, der die Drähte anzog, die ihn nach Gefallen in Bewegung setzten, ohne auf die Folgen zu achten. Was Gondomars eigentlicher Plan mit ihm war, hatte sich noch nicht deutlich gezeigt.

Diese verwirrenden Gedanken gingen durch Sir Jocelyns Kopf, als er neben dem marmornen Springbrunnen stand und auf das Geräusch des fallenden Wassers horchte.

Während er so beschäftigt war, bemerkte er zwei Personen, die aus dem bogenförmigen Eingang hervorkamen, der sich in der Nähe der Wohnung des Portiers befand, wo der Gefangene war, und langsam über das Viereck auf den Säulengang an der östlichen Seite zgingen, wo der Staatssekretär Sir Thomas Lake seine Zimmer hatte.

Die vorderste Person war nur ein Wächter und würde keinen Augenblick Sir Jocelyns Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wäre er nicht von einem Frauenzimmer begleitet gewesen, welches er zu den Gemächern des Sir Thomas Lake führte, da Sir Jocelyn nicht nur sah, wie er darauf hindeutete, sondern auch hörte, wie er den Namen des Staatssekretärs erwähnte.

Etwas flüsterte ihm zu, dass dieses dicht verhüllte Frauenzimmer, deren Gesicht mit einem Tuch umwickelt war, Aveline sei. Es war nur wenig von ihren lieblichen Zügen zu sehen, aber dies wenige überzeugte ihn, dass nur sie es sein

könne, und wenn er hätte bezweifeln können, dass es Aveline sei, so würde die Plötzlichkeit, womit sie ihren Blick abwendete, als sie ihn sah, und die Schnelligkeit, womit sie weiterging und ihrem Begleiter fast vorauseilte, vereint mit dem Klopfen seines Herzens ihn überzeugt haben, dass er recht habe. Er würde ihr nachgeeilt sein, wenn er es gewagt hätte; er würde alle seine leidenschaftlichen Gefühle ausgesprochen haben, wäre es ihm gestattet gewesen; aber seine Furcht hielt ihn zurück, und er blieb wie eingewurzelt stehen und sah ihr nach, bis sie in den großen Vorsaal im unteren Stock unter den Gemächern des Staatssekretärs eintrat. Warum sie Sir Thomas Lake aufsuchte, konnte er leicht begreifen. Nur von ihm war die Erlaubnis zu erhalten, ihren Vater zu besuchen.

Nachdem er einige Minuten unentschlossen gewesen war, während welcher das prachtvolle Gebäude um ihn her gleich einer Erscheinung seinen Blicken entschwand und er das angenehme Plätschern des Springbrunnens nicht mehr hörte, begab er sich zu dem großen Vorsaal in der Nähe des Säulenganges, in der Absicht, ihre Rückkehr abzuwarten.

Neuntes Kapitel

Sir Thomas Lake

Ein ernst aussehender Mann von schwermütigem und strengem Äußeren, in ein weites Gewand von schwarzem Samt gekleidet, saß allein in einem Zimmer, dessen Fenster auf den Fontänenhof hinausgingen, den wir eben verlassen hatten. Er trug eine seidene Mütze, unter welcher einige graue Haare hervorkamen. Seine Stirn war von zahllosen Runzeln durchfurcht, die ebenso sehr von Nachdenken und Sorge, wie vom Alter herrührten. Sein Kinnbart und Schnurrbart waren fast weiß und bildeten einen auffallenden Gegensatz zu seiner dunklen, gelblichen Gesichtsfarbe, welche die Folge seines cholерischen Temperaments war. Sein Körper war außerordentlich abgemagert und seine Hände dürr und knochig. Er war früher groß gewesen. In der letzten Zeit aber hatte er viel von seiner Größe infolge einer Krümmung des Rückgrats verloren, die seinen Kopf fast bis auf die Brust niedergesenkt und ihn unbeweglich in dieser Stellung erhalten hatte. Seine Gesichtszüge waren gut, hatten aber, wie schon erwähnt, den Ausdruck der Schwermut und wurden durch Strenge geschärft.

Diese Person war der Staatssekretär Sir Thomas Lake.

Der Tisch, an welchen er saß, war mit Dokumenten und Papieren bedeckt. Er las indessen keins derselben, sondern hatte eben das Siegel eines Privatbriefes gebrochen, den er von seiner Gattin erhalten, als ein Türsteher eintrat und verkündete, dass ein junges Mädchen draußen sei, welches um eine augenblickliche Audienz bitte. Die Bitte würde abgeschlagen worden sein, wenn der Mann nicht hinzugefügt

hätte, er glaube es sei die Tochter des wahnwitzigen Puritiners, der am Tag zuvor das Leben des Königs bedroht habe. Als Sir Thomas dies hörte, willigte er ein, mit ihr zu sprechen, und sie wurde demnach eingelassen.

Sobald der Türsteher sich entfernt hatte, enthüllte sich Aveline. Kalt und gefühllos, wie er war, konnte Sir Thomas nicht umhin, von ihrer außerordentlichen Schönheit betroffen zu werden, die selbst durch ihre Trübsal nicht vermindert wurde. Daher milderte er einigermaßen die gewohnte Strenge seiner Töne, indem er sie anredete.

»Wer seid Ihr, Mädchen, und was sucht Ihr?«, fragte er, indem er sie mit Neugierde ansah.

»Ich bin die Tochter des unglücklichen Hugo Calveley, der jetzt hier im Palast gefangen gehalten wird«, entgegnete sie.

»Es ist mir leid, dies zu hören«, versetzte Sir Thomas, seinen gewohnten strengen Ausdruck wieder annehmend, »denn Ihr seid die Tochter eines Schwerverbrechers. Die Größe von Hugo Calveleys Schuld, welche schlimmer ist als Vatermord, beraubt ihn aller menschlichen Sympathie und alles Mitleids. Indem Ihr zu mir kommt, beabsichtigt Ihr vermutlich nicht, um mich mit Bitten um Gnade zu belästigen, denn er verdient keine und es wird ihm auch keine gewährt werden. Ich selber werde kein Wort zur Milderung des schrecklichen Urteils aussprechen, welches gewiss über ihn gefällt werden wird. Auch werde ich nicht dazu raten, dass die geringste Milde vonseiten seiner Majestät gegen ihn angewendet werde. Ich sage dies nicht«, fuhr er in etwas gemildertem Tone fort, »um den Kummer und die Scham, die Ihr natürlich empfinden müsst, noch zu erhöhen; aber ich wünsche jede Hoffnung zu unterdrücken, die Ihr hegen mögt. Doch obwohl ich kein Mitleid für ihn empfinde, hege

ich doch viel für Euch, da Ihr ohne Zweifel keine Kenntniss von dem entsetzlichen Vorhaben Eures Vaters gehabt hattet, welches glücklicherweise noch verhindert worden ist. Ich möchte daher zu Euch sagen, schließt alle Gefühle für ihn aus Eurem Herzen aus. Der Mann der seine Hand gegen seinen Monarchen erhebt, zerreißt durch diese Handlung alle Bande der Verwandtschaft und Liebe. Zärtlichkeit wird in Abscheu verwandelt, und solche Verachtung flößt dieses entsetzliche Vergehen ein, dass die, welche seinem Blut angehören, verbunden sind, ihn zu meiden, damit er nicht Trost und Beruhigung aus ihrer Gegenwart schöpfe. So betrachtet, seid Ihr nicht länger seine Tochter, denn er selber hat die Bande zwischen Euch zerrissen. Ihr seid ihm nicht länger kindliche Pflicht und Achtung schuldig, denn dazu ist er nicht mehr berechtigt. Überlasst ihn seinem Schicksal, und, wenn möglich, verbannt die Erinnerung an ihn aus Eurer Brust.«

»Ihr ratet mir, was ich nimmermehr erfüllen kann, ehrenwerter Herr«, versetzte Aveline, »und wäre er auch gezeichnet wie Kain, könnte ich doch mein Herz nicht für ihn verschließen. Nichts kann mich vergessen machen, dass ich seine Tochter bin. Dass sein Vergehen schrecklich bestraft werden wird, bezweifle ich nicht. Wenn ich aber sein Leiden in irgendeiner Weise lindern kann, will ich es tun und nie aufhören, für ihn um Gnade zu bitten. Und o! Ehrenwerter Herr, Ihr betrachtet sein Vergehen aus einem strengeren Gesichtspunkt, als dasselbe es verdient. Ihr behandelt ihn, als hätte er das schreckliche Vorhaben, welches ihm zur Last gelegt wird, wirklich ausgeführt, da doch nichts gegen ihn bewiesen ist, als dass er im Besitz einer Waffe war, die er zu seiner eigenen Verteidigung bei sich haben könnte.«

»Euer Vorwand ist nichtig, Mädchen«, entgegnete Sir Thomas; »er wird nach seinem eigenen Ausspruch verurteilt, denn seine eigenen Lippen bekannten seine verbrecherische Absicht.«

»Dennoch war es immer nur die Absicht, ehrenwerter Herr!«

»In solchen Fällen ist die Absicht dem Verbrechen gleich – wenigstens in den Augen des Gesetztes und der Gerechtigkeit. Kein Einwand wird Hugo Calveley retten. Davon haltet Euch überzeugt.«

»Ein Einwand kann für ihn angeführt werden, welcher wahr ist, mag er nun helfen oder nicht. Es ist schmerzlich, von meinem Vater zu reden, wie ich es tun muss; aber ich kann nicht anders. In den letzten Jahren ist er seltsamen Verirrungen des Geistes unterworfen gewesen, die nahe an Wahnsinn grenzten, wenn sie auch nicht jenen schrecklichen Grad erreichten. Nachtwachen, Fasten und Gebete haben seine Gesundheit geschwächt. Er hat sich die nötige Ruhe verweigert und nur so viel Nahrung zu sich genommen, wie durchaus nötig war, um sein Leben zu erhalten und nicht mehr. Die Folge davon war, dass seltsame Fantasien sein Gehirn beunruhigten, dass er in der tiefen Nacht, wenn er in seinem Zimmer allein war, Erscheinungen zu sehen, Stimmen – schreckliche Stimmen – zu hören glaubte, welche Prophezeiungen, Wehklagen und Verdammungsurteile aussprachen und ihm einen mächtigen und furchtbaren Auftrag erteilten. Alle diese Dinge habe ich von seinen eigenen Lippen gehört und außerdem noch vieles gesehen und vernommen, was mich zu der Überzeugung geführt hat, dass sein Verstand zerrüttet ist und dass seine Handlungen ihm nicht zugerechnet werden können.«

»Wenn das der Fall ist, hätte man Zwang gegen ihn anwenden und ihn nicht frei umhergehen lassen sollen«, sagte Sir Thomas. »Solche Wahnsinnige sind sehr schädlich und gefährlich. Ein großer Teil der Schuld fällt auf Euch, Mädchen.«

»Die ganze Schuld fällt auf mich«, versetzte sie.

»Ich bekenne meinen Fehler – mein Vergehen – und ich will gern und willig mit meinem Leben dafür büßen, vorausgesetzt, dass er verschont wird. Wenn ein Opfer gebracht werden muss, lasst mich das Schlachtopfer sein.«

»Hier ist von keinem Opfer und von keinem Schlachtopfer die Rede«, entgegnete Sir Thomas ernst, obwohl er von ihrer kindlichen Liebe nicht unbewegt blieb. »Da ist ein Verbrecher und es wird Gerechtigkeit geübt werden – die Gerechtigkeit muss befriedigt werden. Unerbittlich, wie das Schicksal, können ihre furchtbaren Urteilsprüche nicht abgewendet werden.«

»O ehrenwerter Herr! Ihr dürftet einst diese Worte gern zurücknehmen, denn wer von uns kann sich für frei vom Vergehen halten? Mein Vater ist nicht schuldig in den Augen des Himmels; oder wenn er es ist, bin ich gleich strafbar, da ich die Begehung des Verbrechens hätte verhindern sollen. O! Ich werde mir nie verzeihen, dass ich ihm nicht folgte, als er sich gestern von mir trennte!«

»Lasst mich hören, wie das geschah, Mädchen«, sagte Sir Thomas.

»Es geschah auf diese Weise, Herr. Ich habe schon meines Vaters Geisteszustand beschrieben und wie er viele Dinge aus einem unrichtigen Gesichtspunkt anzusehen pflegte. Gestern wurde in dem Dorf Tottenham, wo wir wohnen, das Maifest gefeiert, und da dergleichen ein Gräuel in seinen

Augen ist, machte er den handelnden Personen Vorwürfe. Die, welche Zeugen seines Benehmens bei dieser Gelegenheit waren, würden kaum glauben, dass er bei gesundem Verstand sei. Unter den Zuschauern befand sich der Sohn eines alten Freundes, dessen Namen mein Vater zufällig hörte. Er lud ihn in sein Haus ein, aber es entstand ein Missverständnis zwischen ihnen. Der Fremde entfernte sich plötzlich, nachdem er fast mit Unhöflichkeit entlassen worden war. Nach seiner Entfernung war mein Vater unruhiger als ich ihn je zuvor gesehen habe. Nach einer Weile entfernte er sich in sein Zimmer, um seiner Gewohnheit nach zu beten, und ich hoffte, er werde sich beruhigen; aber gerade das Umgekehrte geschah, denn als er wieder erschien, sah ich sogleich, dass eine schreckliche Veränderung mit ihm vorgegangen sei. Seine Augen strahlten von übernatürlichem Licht, seine Gebärden waren wild und beunruhigend und seine Sprache drohend und tadelnd. Er erwähnte wieder seine Botschaft vom Himmel und sagte, die Erfüllung derselben könne nicht länger verschoben werden.«

»Dies hätte eine Warnung für Euch sein sollen«, sagte Sir Thomas, seine Augenbrauen zusammenziehend.

»Es ist wahr, ehrenwerter Herr. Aber ich benutzte sie nicht. Ich wusste und fühlte, dass er nicht mehr unter der Herrschaft der Vernunft sei – dass er an einer schrecklichen Täuschung leide, die sich ihrer Krisis näherte; aber ich hielt ihn nicht auf. Ich gehorchte ohne Weiteres seinem Befehl und reiste sogleich mit einer alten Dienerin nach London ab. Auch willigte ich ein, in einem Haus, welches er nannte, zu verweilen, bis ich von ihm hören werde. Ich hatte traurige Ahnungen, dass ich nie wieder von ihm hören werde – oder wenn es geschähe, dass die Nachricht schlimmer sein würde

als gar keine; aber ich gehorchte. Ich konnte seinen Willen nicht widerstehen. Ich machte mich mit meiner Dienerin auf den Weg und mein Vater nahm vor der Tür Abschied von uns. Er gab mir Geld in die Hand und sagte mir Lebewohl, aber in einem solchen Ton und mit einem solchen Blick, dass ich fühlte, sein Verstand sei zerrüttet und ich würde ihn zurückgehalten haben, wäre es nicht jetzt zu spät gewesen. Sich aus meiner Umarmung los machend, sprang er auf sein Pferd, welches gesattelt bereitstand, und ritt auf Edmonton zu, während ich mit einem Herzen voll Kummer und Furcht meinen Weg nach London fortsetzte. Vor Mitternacht wurden meine traurigen Erwartungen bestätigt. Ein Bote suchte mich auf und brachte die Nachricht von dem schrecklichen Ereignis, welches sich zugetragen hatte, und setzte mich in Kenntnis, dass mein Vater in Theobalds gefangen sei. Sobald ich mir das Mittel verschaffen konnte, den Palast zu erreichen, machte ich mich auf den Weg und kam vor einer Stunde hier an. Als es mir nicht gelang, meinen Vater zu sprechen, der hier streng bewacht wird und dem sich niemand anders als mit Erlaubnis des Staatssekretärs nähern darf, so suchte ich eine Audienz bei Euch, ehrenwerter Herr, in der Hoffnung, dass Ihr mir die gewünschte Erlaubnis erteilen werdet, ihn zu besuchen.«

»Wenn ich die Erlaubnis gewähre, muss die Unterredung in Gegenwart des Offiziers stattfinden, dem seine Bewachung anvertraut worden ist«, versetzte Sir Thomas. »Mit dieser Beschränkung bin ich bereit, eine Erlaubnis für Euch zu unterzeichnen.«

»Es sei, wie Ihr es wollt, ehrenwerter Herr, und nehmt meinen herzlichen Dank für die Gewährung.«

Sir Thomas klingelte mit einer kleinen Schelle, die auf dem

Tisch stand und der Türsteher trat infolge dieser Aufforderung herein.

»Ruft den Offizier zu mir, der die Bewachung Hugo Calveleys hat«, sagte er.

Der Mann verneigte und entfernte sich.

Sir Thomas Lake wendete sich dann zu dem Papier, welches er kurz vor Avelines Eintritt geöffnet hatte, und wurde bald so sehr davon in Anspruch genommen, dass er nicht mehr um ihre Gegenwart wusste. Sein Gesicht wurde düsterer und strenger, als er weiter las. Er stieß einen Ausruf des Schmerzes aus, der einem tiefen Seufzer glich. Dann schien er sich bewusst zu werden, dass er eine Unbesonnenheit begangen habe, denn er legte das Papier nieder, wendete sich gewaltsam von dem Inhalt desselben ab und redete Aveline an.

»Was Ihr mir von dem Geisteszustand Eures Vaters gesagt habt«, begann er, »überzeugt mich keineswegs, dass derselbe so zerrüttet ist, dass er für seine Handlungen nicht verantwortlich sein sollte. Es würde eine milde Auslegung seiner Handlungsweise sein, wenn man sagen wollte, dass nur ein Wahnsinniger einer solchen fähig sein könnte, aber es war zu viel Zusammenhang in dem, was er gesagt und getan hat, um zu einem solchen Schluss zu kommen. Er gestand, dass er ohne das Einschreiten einer anderen Person den König würde getötet haben, und die getäuschte Erwartung, die er zeigte, und die Sprache, die er anwendete, beweisen, dass dies seine feste Absicht gewesen war. Sein Geist mochte gestört sein, aber das entschuldigt ihn nicht. Es ist zu hoffen, dass alle, die auf große Verbrechen denken, nicht ganz ihrer selbst Herr sind. Aus dem Grund sind sie nicht frei von Strafe. Wer verständig genug ist, eine Handlung der Bosheit zu

erdenken, den Plan zu der Ausführung zu entwerfen und das Unternehmen zu wagen, wenn auch sein Geist in anderer Hinsicht zerrüttet sein mag, ist dem Gesetz gleich verantwortlich und sollte wegen seiner verbrecherischen Absicht auf gleiche Weise leiden, wie der, welcher einen weiseren und gesünderen Kopf auf seinen Schultern hat.«

Aveline versuchte zu antworten, aber es traten ihr Tränen in die Augen.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet und der Türsteher ließ Sir Jocelyn Mouchensey ein.

Die Gemütsbewegung, welche die jungen Leute zeigten, als sie einander so plötzlich wiedersahen, wurde von dem Staatssekretär nicht beachtet, da er in dem Augenblick beschäftigt war, die Vollmacht für Aveline zu schreiben und seine Augen nicht zu ihnen erhob.

»Seid Ihr der Offizier, dem die Bewachung meines Vaters übertragen worden ist?«, rief Aveline, sobald sie ihre Überraschung auszudrücken vermochte.

»Warum stellt Ihr die Frage, Mädchen?«, fragte Sir Thomas aufblickend. »Was kann Euch daran liegen, wer die Bewachung Eures Vaters hat, wenn nur gut für ihn gesorgt wird? Es ist ein schlechter Wind, der niemandem gutes Glück zuweht! Und dies hat sich an Sir Jocelyn Mouchensey bestätigt; denn derselbe Windstoß, der Eurem Vater den Schiffbruch gebracht, hat ihn in den Hafen geführt, wo er jetzt sicher im Sonnenschein der königlichen Gunst liegt. Auch darf man sich nicht darüber wundern, da Sir Jocelyn es war, der Seiner Majestät das Leben rettete.«

»Er rettete dem König das Leben!«, rief Aveline in Verwirrung.

»Nun ja, junges Mädchen«, versetzte Sir Thomas. „Er ver-

haftete den bösen Hochverräter, wurde für den Dienst auf der Stelle vom König zum Ritter geschlagen, später am Abend zu dem großen Bankett eingeladen, mit mehr Auszeichnung behandelt als jeder andere Gast, und jetzt ist ihm, wie Ihr bemerkt, die Bewachung des Gefangenen anvertraut. Wenn Euer Vater nicht gut für sich selber gesorgt hat, so hat er desto besser für Sir Jocelyn gesorgt.«

Aveline konnte einen Ausruf der Seelenqual nicht unterdrücken.

»Nicht mehr davon, ich bitte Euch, Sir Thomas«, rief Sir Jocelyn.

»Es ist nicht mehr als billig, dass sie die Wahrheit höre, Hier ist die schriftliche Erlaubnis, sie zu ihrem Vater zu lassen«, fuhr er fort, indem er ihm das Papier gab. »Es muss in Eurer Gegenwart geschehen, Sir Jocelyn, und Ihr werdet genau auf ihre Unterredung achten«, fügte er leise hinzu, »denn Ihr werdet dem Staatsrat Bericht erstatten müssen über alles, was zwischen ihnen vorgeht. So kann sich etwas ergeben, was beweist, dass das Mädchen selber in die Sache verwickelt ist. Darum lasst Euch nichts entgehen. Seid wachsam in Eurem Amt, wie es nötig ist. Ich erwähne dies, da Ihr unbekannt damit seid. Wenn der Gefangene beharrlich bleibt, wie er sich bisher gezeigt hat, so bedroht ihn mit der Tortur. Die Folter wird gewiss angewendet werden, wenn er den Tower erreicht. Ich denke, Sir Jocelyn, es wird nicht nötig sein, Euch weitere Instruktionen zu erteilen. Kehrt gefälligst zu mir zurück, wenn die Unterredung beendet ist.«

Hierauf verneigte er sich ernst und klingelte dem Türsteher. Nicht imstande, irgendeine Gegenvorstellung zu machen, näherte sich Sir Jocelyn Aveline, die sich kaum aufrecht halten konnte, in der Absicht, ihr Beistand zu leisten.

Aber sie wich vor ihm zurück. Wieder ihr Gesicht verhüllend, ging sie hinaus, während er ihr langsam folgte.

Zehntes Kapitel

Das verfälschte Bekenntnis

Eine kurze Zeit war nach Avelines Entfernung vergangen und Sir Thomas Lake war noch allein und versenkte sich wieder in die Betrachtung des Dokuments, welches ihm so viel Unruhe verursacht hatte. Das Gefühl wurde nicht vermindert, als der Türsteher eintrat und Lady Lake anmeldete. So streng und unbeugsam, wie wir ihn geschildert haben, war der Staatssekretär im Allgemeinen nachgiebig genug gegen seine Dame, vor welcher er große Furcht empfand, und die er mit der äußersten Rücksicht behandelte; aber gegen seine Gewohnheit empfing er sie bei dieser Gelegenheit sehr kalt und deutete ihr, ohne aufzustehen, an, neben ihm Platz zu nehmen. Den Mangel an Aufmerksamkeit, den sie unter anderen Umständen sehr übel genommen hätte, nicht beachtend, nahm Lady Lake den ihr angedeuteten Platz, ohne eine Bemerkung zu machen, ein und schwieg, bis der Türsteher sich entfernt hatte. Dann wendete sie sich rasch zu ihrem Gemahl, richtete einen fragenden Blick auf ihn und sagte mit leiser Stimme: »Was haltet Ihr von diesem Dokument, Sir Thomas?«

»Von dieser Fälschung?«, versetzte er in demselben Ton, aber ohne seine Augen zu ihr zu erheben.

»Ja, von dieser Fälschung, wenn Ihr es so nennen wollt«, entgegnete sie. »Sagt mir Eure Meinung darüber. Ist sie so, wie sie sein sollte? Sind die Ausdrücke von der Art, wie sie eine schuldige Frau, wie die Gräfin, anwenden würde, indem sie um Mitleid bittet und sich vor Schande zu schützen sucht? Findet Ihr Fehler daran? Ist irgendetwas daran zu

verbessern?«

»Ich finde einen so großen Fehler daran«, versetzte der Staatssekretär, der noch immer nicht aufblickte, »dass ich es dadurch verbessern möchte, indem ich es in die Flammen würde. Lady Lake, es ist meine Pflicht, Euch zu warnen. Dies ist ein furchtbares Verbrechen, welches Ihr begehen wollt und welches von dem Gesetz schwer bestraft wird. Ihr mögt es vor Euch selber entschuldigen, weil Ihr einen Zweck im Auge habt, der die Mittel zu rechtfertigen scheint; aber die Entschuldigung wird Euch bei anderen nicht helfen. Ihr habt gesagt, in einem Streit mit einem so listigen und gewissenlosen Mann, wie unser edler Schwiegersohn, wäret Ihr genötigt, mit seinen eigenen Waffen zu kämpfen – List mit List zu erwidern; aber ich gebe Euch mein Wort, Ihr würdet ihn leichter durch gerade Mittel schlagen. Lasst Euch in diesem einen Fall von mir leiten. Gebt einen Plan auf, der unvermeidlich zu Folgen führen muss, die ich nur mit Schaudern betrachten kann, und gestattet mir, dieses nachgemachte Bekenntnis zu vernichten.«

»Gebt es mir zurück«, rief sie, ihm das Papier entreißend. »Ihr seid zu furchtsam, Sir Thomas; und wenn es Euch nicht an Mut gefehlt hätte, wäre dieses Mittel nicht nötig gewesen. So verhasst und gefährlich es ist, werde ich zu der Maßregel genötigt und will nicht davor zurückbeben. Aber Ihr werdet nicht aufgefordert werden, eine Rolle in dieser Verhandlung zu spielen. Ich allein will es tun. Ich allein will für alles verantwortlich sein, was daraus folgen mag.«

»Wir werden alle verantwortlich sein müssen«, entgegnete er. »Ihr werdet nicht nur Euch selber, sondern auch Eure ganze Familie zu Grunde richten, wenn dieser furchtbare Schritt getan wird. Bisher haben wir das Recht auf unserer

Seite gehabt, aber von jetzt an werden wir strafbarer sein als die anderen.«

»Ich bin zu der Handlung entschlossen«, rief Lady Lake, »und alle Eure Warnungen werden mich nicht davon abbringen. Darum könnt Ihr Eure Worte sparen, Sir Thomas. Wie Ihr seht, habe ich die Beschuldigung der Zauberei weggelassen und nur die Gräfin ihren schuldigen Umgang mit Lord Roos, wovon wir reichliche Beweise haben, bekennen lassen. Ja, wir würden sie noch haben, wenn ihre Briefe, die in unseren Besitz gekommen sind, nicht gestohlen wären. Jenes Missgeschick macht die gegenwärtige Maßregel notwendig. Nachdem es Lord Roos gelungen ist, uns unserer Waffen zu berauben, hält er sich für sicher. Aber er wird seinen Irrtum erkennen, wenn dieses Dokument vorgelegt wird, um ihn zu überführen.«

»Ich zittere bei dem Gedanken«, stöhnte der Staatssekretär.

»Diese Furcht ist mehr als weibisch«, rief seine Dame. »Werft sie von Euch und seid Eurer würdig! Wer wird denn beweisen können, dass das Geständnis nicht von der Gräfin ausgeht? Nicht sie selber, denn ihr wird niemand glauben. Nicht Lord Roos, denn er ist ebenso wenig glaubwürdig. Nicht Diego, denn sein Zeugnis würde wertlos sein. Die Handschrift der Gräfin ist so geschickt nachgeahmt, dass die Fälschung nicht entdeckt werden kann. Vergleicht sie mit diesem Brief, den sie selber an Lady Roos geschrieben hat, und der, wenn er auch nichts beweist, soweit meinen Zweck befördert hat. Vergleicht, sage ich, die Handschrift des Geständnisses und die Unterschrift mit diesem Brief und erklärt, ob Ihr einen Unterschied zwischen beiden entdecken könnt. Was die Unterschriften des Lord Roos und Diegos betrifft, die sich unter dem Dokument befinden, die sind eben-

so gut nachgemacht.«

»Dass die Fälschung geschickt ausgeführt ist, leugne ich nicht«, versetzte der Staatssekretär »und dieser Umstand, wenn er auch das Verbrechen nicht vermindert, kann die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung vermindern. Da nichts, was ich anführen kann, Euch von Eurem Vorhaben abbringen wird, und Ihr entschlossen seid, dieses gefährliche Dokument anzuwenden, so seid wenigstens vorsichtig in der Anwendung desselben. Erschreckt Lord Roos damit, wenn Ihr wollt. Droht, es dem Grafen von Exeter und selbst dem König vorzulegen, im Fall, dass unser Schwiegersohn nicht in Eure Forderung einwilligen sollte. Aber hütet Euch, weiter zu gehen. Gebt es keinen Augenblick aus den Händen, sodass Ihr es immer vernichten könnt, wenn Ihr wollt. Hört Ihr, Mylady.«

»Ja, Sir Thomas«, versetzte sie. »Haltet Euch überzeugt, dass ich mit gehöriger Vorsicht handeln werde. Es ist mir lieb, dass Ihr allmählich zu meinen Ansichten übergeht und geneigt seid, die Maßregel zu unterstützen.«

»Ich sollte die Maßregel unterstützen!«, rief der Staatssekretär erschrocken. »Nichts dergleichen. Ich missbillige sie völlig und kann sie nicht ganz begreifen. Aber ich weiß wohl, wenn Ihr Euch einmal zu etwas entschlossen habt, kann Euch der Teufel selber nicht von Eurem Vorhaben abbringen. Ich gebe Euch den besten Rat, den ich Euch unter diesen Umständen geben kann. Sonst wasche ich die Hände. Wollte der Himmel, Ihr hättet mich nie darüber um Rat gefragt, mich nie mit dem Plan bekannt gemacht. Da Ihr aber so weit mit mir gegangen seid, könnt Ihr auch noch einen Schritt weiter gehen und mir mitteilen, welche Geschichte Ihr zu diesem Geständnis hinzufügen wollt? Wie wollt Ihr

vorgeben, sie erhalten zu haben?«

»Die Angabe, die ich machen werde, wird Folgende sein, und sie wird von so vielen Umständen bestätigt, dass es unmöglich wird, ihr zu widersprechen. Ihr bemerkt, dass das Dokument vom letzten zehnten April datiert ist. Dies ist nicht ohne Grund geschehen. An dem Tage gingen ich und unsere Tochter, Lady Roos, von ihrem Mädchen, Sara Swar-ton, begleitet, in die Wohnung des Grafen von Exeter in Wimbledon, in der Absicht, eine Unterredung mit der Gräfin zu haben. Wir sprachen sie in Gegenwart des Lord Roos und seines Dieners Diego.«

»Aber Ihr habt nichts durch die Reise gewonnen?«, fragte ihr Gemahl.

»Bitte um Verzeihung, Sir Thomas«, versetzte sie, »ich gewann dieses Geständnis. Auf dem Rückweg dachte ich über das Geschehene nach und es fiel mir ein, welchen Triumph ich empfinden würde, wenn ich meinen Zweck erreicht, wenn ich die stolze Gräfin auf ihre Knie gebracht und sie genötigt hätte, ein Bekenntnis ihrer Schuld zu unterzeichnen und meine beleidigte Tochter und mich um Verzeihung zu bitten und als eine noch höhere Rache Lord Roos und seinen Diener genötigt, die Wahrheit des Geständnisses durch ihre Unterschriften zu beglaubigen! Ich dachte daran – und erbit-tert, dass es nicht geschehen sei, beschloss ich, dass es ge-schehen solle.«

»Ein übler Entschluss!«, murmelte ihr Gemahl.

»In Lucas Hatton, unserem Apotheker, hatte ich den rechten Mann zu unserem Vorhaben«, fuhr Lady Lake fort. »Da ich sein wunderbares Talent, jede beliebige Handschrift nachzuahmen, kannte und wusste, dass ich mich völlig auf ihn verlassen könne, so beschloss ich ihn zu Hilfe zu rufen.«

»Unbesonnenes Weib! Ihr habt Euch gänzlich in seine Macht begeben«, seufzte Sir Thomas. »Gesetzt, er verriete das schreckliche Vertrauen, welches Ihr in ihn gesetzt habt?«

»Er wird es nicht verraten«, entgegnete Lady Lake. »Er ist zu sehr in die Sache verwickelt, um nicht um seiner selbst willen zu schweigen. Aber wir wollen fortfahren. Das Dokument, wie Ihr es hier seht, wurde von mir selber aufgesetzt, von Lucas Hatton abgeschrieben und die Handschrift so bewundernswürdig nachgemacht, dass Lady Exeter selber zweifeln dürfte, ob es nicht ihre eigene sei. Die Umstände werden mich unterstützen. Es ist bekannt, dass wir an dem erwähnten Tage in Wimbledon waren. Es ist bekannt, dass wir eine Unterredung mit Lady Exeter hatten, wobei Lord Roos und Diego zugegen waren. Die Unterredung war geheim und daher kann niemand sagen, was darin vorging; aber die Wahrscheinlichkeit spricht für das, was ich behaupten werde, dass es wirklich geschah.«

Sir Thomas gab seine Zustimmung zu erkennen und sie fuhr fort.

»Der Plan ist gut ausgedacht, und bei guter Leitung kann das Gelingen nicht fehlen. Wir haben die Zeit des angeblichen Ereignisses – die handelnden Personen und die Szene – denn ich werde das Zimmer beschreiben, wo die Unterredung wirklich stattfand, und ferner Sara Swarton stellen, welche erklären wird, dass sie hinter dem Vorhang verborgen war und die Gräfin das Geständnis vorlesen hörte, ehe sie es unterzeichnete.«

»Noch eine Teilnehmerin an der Sache, und zwar ein Weib!«, rief Sir Thomas. »Die Gefahr der Entdeckung wird dadurch hundertfach vermehrt.«

»Die Gefahr ist nur in Eurer Einbildung vorhanden«, sagte

die Dame. »Gebt zu, Sir Thomas, dass der Plan gut angelegt ist, und dass sie in der Tat listig sein müssen, wenn sie dem für sie bestimmten Netze entgehen wollen.«

»Ich muss gestehen, Ihr habt Erfindungsgabe genug gezeigt, wenn sie nur zu einem besseren Zweck an gewendet würde; aber an dem am besten erfundenen Plan wird immer ein Fehler entdeckt, der ihn gewiss zerstört.«

»Ihr könnt keinen Fehler an diesem entdecken, davon bin ich überzeugt, Sir Thomas. Wenn Ihr es könnt, so lasst es mich wissen.«

»Nun, solche Dinge werden nur entdeckt, wenn es zu spät ist. Die vermeintliche undurchdringliche Rüstung wird an einem wesentlichen Punkt mangelhaft gefunden. Indessen will ich nichts mehr sagen«, fuhr er fort, als er ihre Ungeduld bemerkte. »Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Habt Ihr unsere Tochter vorbereitet? Wird sie einwilligen, Euch zu unterstützen?«

»Sie wird es«, versetzte Lady Lake. »Anfangs hatte ich einige Schwierigkeit mit ihr, aber ich fand Mittel, ihre Bedenklichkeiten zu überwinden, und sie willigte endlich ein, zu handeln, wie ich es wünschte, vorausgesetzt, dass alle anderen Mittel, den Zweck zu erreichen, fehlschlagen sollten. Dies ist geschehen, seit dem wir diese Briefe verloren haben, denn wenn ich auch noch einen Beweis übrig habe, der vielleicht angeführt werden könnte, so lege ich doch nicht viel Gewicht darauf.«

»Was ist es?«, fragte Sir Thomas rasch.

»Ihr sollt es sogleich erfahren«, antwortete sie. »Es mag hinreichen, zu sagen, dass ich alles getan, um die gegenwärtige Maßregel nicht anwenden zu dürfen und die Ausführung bis auf den letzten Augenblick verzögert habe.«

»Aber jener Beweis, von dem Ihr gesprochen habt?«, rief Sir Thomas. »Lasst mich ihn hören! Vielleicht mag dieses gefährliche Verfahren dann nicht nötig sein.«

»Ich denke nicht so. Aber Ihr sollt urteilen. Am letzten Abend erhielten unsere Tochter und ich geheimen Eintritt in das Zimmer des Lord Roos und wir fanden die Gräfin dort ohnmächtig in seinen Armen.«

»Ei, das ist genug, um sie zu überführen. Ihr bedürft nichts weiter.«

»Hört mich zu Ende, und Ihr werdet Eure Meinung ändern. Die leblose Gräfin auf ein Sofa niederlegend und ihr Gesicht mit einem Taschentuch bedeckend, hatte Lord Roos die Frechheit, zu behaupten, dass wir uns irrten, und dass es nicht Lady Exeter, sondern ihr Kammermädchen Gillian Greenford sei, und er wendete sich an den treulosen Schurken Diego, der sein Behauptung bestätigte.«

»Aber Ihr seid doch nicht gegangen, ohne Euch von der Wahrheit zu überzeugen?«, fragte Sir Thomas.

»Seine Herrlichkeit trug Sorge, dass wir keine Gelegenheit dazu hatten. Er ließ Diego sie über die geheime Treppe forttragen.«

»Henker! Das war unglücklich. Ihr habt also keinen Beweis, dass es die Gräfin war, die Ihr vor Euch gesehen habt?«

»Nichts, als eine Haarlocke, die Lady Roos sich zu verschaffen wusste, als der Mann sie wegtrug.«

»Das mag genug sein«, rief der Staatssekretär, »und die Notwendigkeit verhindern, zu diesem schrecklichen Mittel zu schreiten. Wir müssen das Mädchen sehen und sie befragen. Gillian Greenford, sagt Ihr, heißt sie? Sie soll sogleich hierhergebracht werden.«

»Es ist möglich, dass sie schon draußen ist«, entgegnete

Lady Lake. »Ehe ich hierher kam, ließ ich sie in Eurem Namen rufen.«

»Wir wollen sehen«, rief Sir Thomas klingelnd.

Der Türsteher, welcher infolge der Aufforderung erschien, benachrichtigte ihn, dass das erwähnte junge Mädchen in der Tat draußen warte.

»Sie scheint sehr unruhig zu sein, Sir Thomas«, sagte der Türsteher, »und hat einen jungen Mann bei sich, der ein zärtliches Interesse an ihr zu nehmen scheint und bei dem Verhör zugegen zu sein wünscht.«

»Lasst ihn mit ihr hereinkommen«, sagte der Staatssekretär. Als er bemerkte, dass der Türsteher zauderte, fragte er, ob er noch weiter etwas zu sagen habe.

»Seine Excellenz, der spanische Gesandte, und Lord Roos sind draußen und wünschen eingelassen zu werden«, versetzte der Mann.

Sir Thomas befragte seine Gemahlin mit einem Blick. Als sie keine Einwendung machte, sprach er seine Erlaubnis aus, sie einzulassen. Hierauf wurde die Tür weit geöffnet, um die erwähnten Personen einzulassen.

Gillian kam zuerst und schien sehr verlegen wegen der Lage, in der sie sich befand. Sie war gut instruiert worden wegen der Rolle, die sie zu spielen hatte, aber die Instruktionen, die sie empfangen hatte, waren gänzlich vergessen beim Anblick zweier so schrecklicher Personen, wie Sir Thomas Lake und seine Dame, welche sie beide scharf ansahen. Sie war im Begriff vor Schrecken umzusinken und sah Dick Taverner an, als flehe sie um seinen Beistand. Aber den gewährte ihr Dick nicht, denn seine Eifersucht war durch das, was er gehört hatte, erregt worden. Er beschloss, seine Handlungsweise nach dem Erfolg der Untersuchung einzu-

richten.

Er hielt sich daher zurück, obwohl er eine Anstrengung dabei anwenden musste. Als der Graf von Gondomar erschien, stand Sir Thomas auf und machte ihm eine tiefe Verbeugung, die ebenso zeremoniös von dem spanischen Gesandten erwidert wurde. Der Letztere nahm aber nicht Platz, sondern blieb mit Lord Roos stehen, dessen Gegenwart von seinem Schwiegervater mit einer kalten und fremden Verbeugung anerkannt wurde. Der junge Edelmann schien nicht im Geringsten verlegen zu werden durch den kalten Empfang, noch auch furchtsam wegen des Erfolges der Untersuchung. Er scherzte leise mit Gondomar, und er und der spanische Gesandte schienen sich sehr an Gillians Verlegenheit zu ergötzen.

Hinter ihm stand sein Diener Diego.

»Ihr seid vermutlich Kammermädchen bei der Gräfin von Exeter?«, fragte Lady Lake das Mädchen.

»Ja, Mylady«, antwortete sie.

»Das Mädchen sieht nicht aus, als wenn die Beschuldigungen, die man gegen ihren Ruf erhoben hat, wahr sein könnten«, bemerkte Sir Thomas Lake.

Bei diesen Worten wurde die arme Gillian von Erröten übergossen und ließ den Kopf hängen.

»Ehe ich ihr weitere Fragen vorlege«, sagte Lady Lake, »will ich Lord Roos fragen, ob er noch bei der Behauptung bleibt, dass dieses Mädchen ihn am letzten Abend besucht habe?«

Dick Taverner sah aus, als ob sein Schicksal von der Antwort des jungen Edelmannes auf diese Frage abhängig wäre.

»Ich muss es ablehnen, die Frage Ihrer Herrlichkeit zu beantworten«, entgegnete Lord Roos.

»Warum kann er nicht gerade heraussprechen«, murmelte Dick. »Diese Ungewissheit ist schlimmer als alles.«

»Was sagt das Mädchen selber?«, bemerkte Sir Thomas Lake. »Gesteht sie die Beschuldigung ein.«

»Das könnt Ihr nicht von ihr erwarten, Sir Thomas«, fiel Lord Roos ein.

»Ich erwarte, dass sie meine Frage beantworten wird«, versetzte der Staatssekretär heftig. »Wart Ihr am letzten Abend im Zimmer des Lord Roos?«, fügte er zu Gillian gewendet hinzu.

»O Himmel! Ich werde ohnmächtig«, rief sie.

»Halte mich, Dick, halte mich!«

»Antworte, ja oder nein, oder ich tue es nicht«, versetzte er.

»Nun denn, ja! Wenn ich doch sprechen muss«, entgegnete sie.

Der arme Dick fuhr zurück, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

»Ich glaube es nicht«, rief Sir Thomas.

»Ich auch nicht«, sagte Dick, sich fassend. »Ich glaube nicht, dass sie etwas so Schlechtes begehen konnte. Überdies war es der fremde Gesandte dort«, setzte er, auf Gondomar deutend, hinzu, »der gestern am meisten in sie verliebt zu sein schien, und ich würde nicht so sehr überrascht sein, wenn sie ihn besucht hätte. Vielleicht geschah es auch«, fuhr er fort, indem er das arme Mädchen anredete, welches wieder den Kopf hängen ließ.

»Ich kann versichern, dass dies nicht der Fall war«, sagte Gondomar.

»Habt Ihr die Haarlocke bei Euch?«, flüsterte Sir Thomas seiner Gemahlin zu.

»Ja«, versetzte sie, ein kleines zusammengelegtes Papier

aus dem Busen ziehend.

Die Bewegung blieb nicht unbemerkt von Lord Roos und dem spanischen Gesandten, die ein fast unmerkliches Lächeln wechselten.

»Wenn Ihr Gillian alle Fragen vorgelegt habt, die Ihr beabsichtigt, Madame«, sagte Lord Roos zu seiner Schwiegermutter, »so wird es ihr vielleicht gestattet sein, sich zu entfernen? Die Lage kann nicht angenehm für sie sein.«

»Noch einen Augenblick, Mylord«, rief Lady Lake. »Wenn ich sie zurückhalte, geschieht es nur, um ihren Ruf zu retten. Ich weiß, dass sie vollkommen unschuldig ist.«

Bei dieser Ankündigung erhellte sich Dick Taverners Gesicht. Er streckte seine Arme gegen Gillian aus, die gern seine Unterstützung annahm.

»Ich bin völlig gewiss, dass sie nicht die Person ist, die man am letzten Abend in Eurem Zimmer fand«, fuhr Lady Lake fort.

»Wirklich Madame! Wie kommt Ihr zu dieser Überzeugung?«

»Weil das Haar jener Person pechschwarz war, wogegen Gillians Haar, wie Ihr seht, gerade von der entgegengesetzten Farbe ist.«

Dick Taverner konnte nicht umhin, seine Lippen auf den Nacken des hübschen Mädchens zu drücken, als diese Worte ausgesprochen wurden.

»Euer Beweis davon, Madame?«, fragte Lord Roos.

»Seht hier!«, rief sie. »Diese Haarlocke wurde abgeschnitten, ehe Euer Gast entfloh, und sie ist seitdem immer in meinem Besitz gewesen. Ha! Was ist dies!«, rief sie, als sie das Papier entfaltete und eine blonde Haarlocke zum Vorschein brachte, die genau zu Gillians flachsfarbigem Locken passte.

»Welche Verwandlung ist geschehen! Es ist Zauberei geübt worden. Dies ist das Werk der Gräfin.«

»Die Dirne muss doch am Ende dort gewesen sein«, rief Dick Taverner, Gillian von sich stoßend.

»Die Beschuldigung der Zauberei wird Euch nicht helfen, Madame«, sagte Lord Roos höhnisch. »Die Erklärung ist einfach. Eure Augen haben Euch getäuscht.«

»Sehr einleuchtend!«, rief der Graf von Gondomar, der Gillian in seine Arme genommen, als der eifersüchtige Lehrling sie von sich gestoßen hatte. »Ich fürchte, Ihre Herrlichkeit haben kein besonders klares Gesicht.«

»Mein Gesicht ist klar genug, um zu sehen, dass mir ein Streich gespielt worden ist«, versetzte Lady Lake heftig. »Aber Lord Roos mag sich vorsehen. Ich will meine Rache haben und eine schreckliche soll es sein.«

»Verratet Euch nicht«, sagte Sir Thomas leise.

»Euer Geschäft hier ist zu Ende, schönes Mädchen«, sagte der Graf von Gondomar zu Gillian, »und da Euer Liebhaber Euch verlässt, bin ich bereit, für Euch Sorge zu tragen.«

Hierauf führte er sie hinaus, und es folgte ihm Lord Roos, dessen triumphierendes Lächeln seine Schwiegermutter so erbitterte, dass sie es kaum ertragen konnte.

Einen Augenblick blieb Dick Taverner unentschlossen; aber kaum war seine Geliebte verschwunden, als er ihr nacheilte und gelobte, er wolle sie wiederhaben, und wenn es sein Leben koste.

Elftes Kapitel

Das Gefängnis des Puritaners

Hugo Calveley war, wie schon erwähnt, in ein Gewölbe unter dem Torweg gebracht worden. Der Ort wurde gewöhnlich als Gefängnis für widerspenstige Mitglieder des königlichen Haushalts oder Soldaten bestimmt, die sich Nachlässigkeiten im Dienst zu Schulden kommen lassen. Von kreisförmiger Gestalt hatte es einen mächtigen Pfeiler in der Mitte, woran eiserne Ringe und Ketten befestigt waren. Die Wände waren von Stein, die Decke gewölbt, mit Rippen, die von dem Pfeiler ausgingen, der dieselbe trug. Und der Fußboden war gepflastert. Ein Fenster war nicht darin, aber die Luft drang durch eine kleine vergitterte Öffnung herein. So ist es nicht zu verwundern, dass das Gewölbe feucht war. Die Nässe triefte beständig an den Wänden herunter und sammelte sich auf dem zerbrochenen Pflaster; aber so ungesund und völlig unwohnlich es war, hielt man es doch für gut genug für die, welche gewöhnlich hineingeworfen wurden und viel zu gut für den gegenwärtigen Bewohner.

Da der Gefangene keine Widersetzlichkeit zeigte, so wurden ihm die Riemen, womit man seine Hände gebunden hatte, beim Eintritt in das Gewölbe abgenommen und ihm der freie Gebrauch seiner Glieder gelassen. Die Brustplatte, womit er bekleidet war, wurde ihm abgenommen und seine Kleidung nochmals sorgfältig untersucht, aber keine weitere Waffe, kein Papier oder Brief entdeckt, woraus hervorging, dass er Mitschuldige bei seinem schrecklichen Plan hatte. Das Einzige, was man bei ihm fand, war eine kleine Bibel, die man ihm ließ, nachdem man sie untersucht hatte. Auf die

Fragen, die der Sergeant Dendy ihm vorlegte, gab er die kürzesten Antworten. Nachdem er so viel gesagt hatte, wie er für gut hielt, weigerte er sich entschlossen, weitere Antworten zu geben.

Aufgebracht über seine Widersetzlichkeit und entschlossen, ein vollständiges Geständnis von ihm herauszubringen, um es den König vorzulegen, befahl der Sergeant, die Dauerschrauben anzuwenden. Aber obwohl es eine heftige Qual war, ertrug er sie mit Festigkeit und ohne zu stöhnen, indem er dasselbe entschlossene Schweigen, wie vorher, behauptete. Hätte er es gewagt, würde Dendy zu strengeren Maßregeln gegriffen haben. Da er aber keine Vollmacht zu einem solchen Verfahren hatte, war er genötigt, sich mit Drohungen zu begnügen. Hierauf erwiderte Hugo Calveley mit einem grimmigen Lächeln der Verachtung. Als aber der Sergeant sich entfernen wollte, um Sir Thomas Lake seinen Bericht abzustatten, sagte er: »Ich habe etwas zu entdecken, aber es ist allein für des Königs Ohr.«

»Entdeckt es mir lieber«, versetzte Dendy stillstehend. »Ich habe es in meiner Gewalt, Eure Lage viel erträglicher zu machen oder Euch eine noch größere Qual aufzuerlegen. Ihr mögt wählen.«

»Verfahrt mit mir, wie Ihr wollt«, entgegnete Calveley strenge. »Was ich zu sagen habe, ist für den König und nur für den König allein. Und wenn Ihr auch mit Euren Maschinen jeden Knochen in meinem Körper zerbricht und mir das Fleisch mit glühenden Zangen zerreißt, sollt Ihr doch das Geheimnis nicht von mir herausbringen.«

Dendy sah ihn an und fühlte sich geneigt, ein anderes, noch schrecklicheres Folterinstrument anzuwenden, welches an der Wand hing. Aber die Rücksicht, die ihn schon

früher zurückgehalten hatte, nämlich dass er keine Vollmacht zu diesem Schritt habe und deshalb zur Rechenschaft gezogen werden könne, übte noch Einfluss auf ihn. Deshalb begnügte er sich damit, den Gefangenen an den Pfeiler fesseln zu lassen. Nachdem er gesehen hatte, wie der Befehl ausgeführt worden war, verließ er ihn.

In dieser elenden Lage blieb Hugo Calveley einige Stunden ohne Licht und ohne Nahrung. Wie er die Zeit zubrachte, wusste niemand. Die beiden Gardisten, die in das Gewölbe traten, fanden ihn auf seinen Knien andächtig betend. Sie brachten eine Lampe mit und bessere Erfrischungen, als ein Gefangener sie gewöhnlich erhält, und setzten sie ihm vor. Aber er weigerte sich, davon anzunehmen. Die einzige Gunst, um die er bat, war die Erlaubnis, in seiner Bibel lesen zu dürfen. Als man die Lampe in seine Nähe gestellt hatte, vertiefte er sich bald in jenes Buch, worin man, wenn man ernstlich sucht, in der schwersten Prüfung noch immer Trost gefunden hat.

Sir Jocelyn hatte den Gefangenen nicht besucht, weil er fürchtete, seine Gegenwart möchte ihm lästig sein; aber das ihm vom König übertragene Amt ließ ihm keine andere Wahl. Um Mitternacht stieg er in das Gewölbe hinunter, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, dass Hugo Calveley in sicherem Gewahrsam sei. Die Tür wurde von dem Hellebardiere, der vor derselben stand, aufgeschlossen. Und der junge Mann befand sich mit dem Gefangenen allein. Er war unaussprechlich erschüttert von dem Schauspiel, welches er erblickte, denn er hatte keinen Begriff davon gehabt, wie streng der unglückliche Puritaner behandelt worden war, noch auch von der Beschaffenheit des Gefängnisses, wo man ihn eingeschlossen hatte.

Hugo Calveley, der noch immer aufmerksam in der Bibel las, die er auf sein Knie gelegt hatte, während er die Lampe nahe hielt, um ihr Licht auf die Blätter zu werfen, schien durch das Aufgehen der Tür nicht gestört zu werden, auch erhob er seine Augen nicht. Endlich aber erweckte ihn ein tiefer Seufzer, den der junge Mann ausstieß, aus seiner Zerstreuung. er hielt die Lampe empor, um sich zu überzeugen, wer in seiner Nähe sei. Als er entdeckte, dass es Sir Jocelyn sei, legte er seine Augenbrauen in Falten. Nachdem er ihn eine Sekunde strenge angesehen hatte, kehrte er zu seiner Bibel zurück, ohne ein Wort auszusprechen. Als er aber bemerkte, dass der andere seinen Posten behauptete, fragte er fast wild, warum er gestört werde?

»Kann ich etwas zu Eurer Erleichterung tun?«, entgegnete der junge Mann. »Wenigstens kann ich Euch diese Ketten abnehmen lassen.«

»Du redest, als ob du eine Macht ausübtest«, rief Hugo Calveley, ihn fest ansehend. »Bist du zu meinem Kerkermeister bestimmt?«

Sir Jocelyn gab keine Antwort, sondern wendete seinen Kopf ab.

»Dies fehlte nur noch, um das Maß meiner Verachtung gegen dich voll zu machen«, fuhr der Puritaner fort. »Du bist deines Amtes würdig. Aber erweise mir keine Gunst, denn ich will keine von dir annehmen. Ich möchte lieber diese Fesseln bis an meinen Tod tragen, so sehr sie auch meine Glieder drücken mögen, als sie von dir herunterschlagen zu lassen. Ich möchte lieber in diesem Kerker vermodern – ja, und wäre er noch ärger, als er ist – als dir meine Befreiung verdanken. Die einzige Gunst, die du mir erweisen kannst, ist, mich von deiner Gegenwart zu befreien, die mir verhasst ist,

die heiligen Gedanken aus meiner Brust verbannt und böse Gedanken an deren Stelle setzt.«

»O, Freund meines Vaters! Warum sollte dies so sein?«, rief Sir Jocelyn. »Und warum sollte Euch meine Gegenwart verhasst sein? Es lebt niemand auf der Welt, den ich weniger gern beleidigen möchte, als Euch, und in allem, was ich getan habe, was Euch betraf, konnte ich nicht frei handeln. Beurteilt mich also nicht so hart. Ich bemitleide Eure Lage von ganzem Herzen und würde Euch dieselbe erleichtern, wenn es möglich wäre.«

»Warum beharrst du denn dabei, mich zu belästigen?«, versetzte Hugo Calveley. »Habe ich nicht guten Grund zu meinem Widerwillen gegen dich? Du hast die Erwartungen vereitelt, die ich von dir hegte. Du fielest von mir ab, als ich deine Beteuerungen auf die Probe stellte. Du durchkreuztest meinen Plan in dem Augenblick, als der Erfolg gewiss und der Tyrann völlig in meiner Gewalt war. Wärest Du nicht gewesen, so würde ich nicht hier und mit diesen Fesseln beladen sein; oder wenn es wäre, würde ich mich durch den Gedanken trösten können, dass ich mein Vaterland vom Druck befreit habe, anstatt von dem Bewusstsein der Niederlage zu Boden gedrückt zu werden. Was willst du von mir, elender Diener der Umstände. Hast du nicht deine Belohnung erhalten für den Dienst, den du dem König geleistet hast? Ist er nicht dankbar genug? Ich habe als die Stufe gedient zu deiner Erhebung. Was kann ich noch mehr tun?«

»Ihr könnt aufhören, ungerecht gegen mich zu sein«, entgegnete Sir Jocelyn. »Ehren, die wie die meine erlangt worden, sind wertlos, und ich möchte lieber ohne sie sein. Ich suchte sie nicht. Sie ist mir aufgedrungen worden. Betrachtet die Sache, wie sie ist, und Ihr werdet sehen, dass alle diese

guten oder bösen Folgen aus Eurer verzweifelten Handlung entstanden sind.«

»Es mag sein«, entgegnete der Puritaner. »Ich will es nicht bestreiten. Aber obwohl Unheil für mich und Gutes für Euch daraus entstanden ist, möchte ich doch nicht mit Euch tauschen. Ihr werdet auf immer die Fesseln des Tyrannen tragen. Ich aber werde bald von den meinen frei sein.«

»Habt Ihr nichts über Eure Tochter zu sagen?«, fragte der junge Mann.

»Nichts«, versetzte der Puritaner mit einem Ausdruck des tiefen Schmerzes, den er indessen mit einer mächtigen Anstrengung unterdrückte. »Ich habe abgeschlossen mit der Welt und wünsche nicht wieder mit ihr in Berührung zu kommen.«

»Und Ihr weigert Euch, von Euren Fesseln befreit zu werden?«

»Mein einziger Wunsch ist, wie schon gesagt, von Euch befreit zu werden.«

»Dieser Wunsch wenigstens soll Euch gewährt werden«, versetzte Sir Jocelyn, als er sich mit traurigem Herzen entfernte.

Zwölftes Kapitel

Das Geheimnis

Dreimal wurde, während der langen Nacht, die Wache abgelöst, und ebenso oft der Gefangene besucht. Bei der ersten Gelegenheit fand man ihn noch mit seiner Bibel beschäftigt, was er so lange fortsetzte, wie der Mann in dem Gewölbe blieb.

Der Zweite, welcher kam, sah ihn auf den Knien liegen und laut und inbrünstig beten. Da er ihn nicht stören wollte, überließ er ihn seiner Andacht.

Aber der Dritte, welcher eintrat, empfand Schrecken bei dem Aussehen des Gefangenen. Er hatte sich vom Boden aufgerichtet und stand so aufrecht da, wie die Fesseln es ihm gestatteten, streckte seine Hände aus und richtete seine Augen auf den leeren Raum. Er murmelte etwas, aber seine Worte waren unverständlich. Er sah aus, wie jemand, der ein Traumgesicht sieht. Diesen Eindruck machte er auf den Mann, welcher erwartete, es werde sich ihm eine furchtbare Gestalt zeigen. Aber was es auch sein mochte, ein guter oder ein böser Geist, er war dem Puritaner allein sichtbar.

Nachdem er ihn einige Minuten mit Verwunderung und Schrecken angesehen, wagte sich der Gardist in seine Nähe. Als er ihn berührte, stieß der Puritaner einen furchtbaren Schrei aus und versuchte vorwärts zu springen, als wollte er einen verschwindenden Gegenstand ergreifen. Da er aber von der Kette zurückgehalten wurde, fiel er auf den Boden nieder und schien eine schwere Verletzung zu erhalten, denn als der Mann ihn aufrichtete und ihn gegen den Pfeiler setzte, war es einleuchtend, dass er heftige Schmerzen emp-

fand, obwohl er nicht klagte. Der Gardist füllte einen Becher mit Wein und bot ihm denselben an, aber obwohl er beinahe ohnmächtig wurde, wies er ihn doch mit Bestimmtheit zurück.

Von diesem Augenblick an war eine auffallende Veränderung in seinem Aussehen zu bemerken. Die Farbe seiner Haut wurde leichenhaft, seine Augen trübe und gläsern und er atmete schwer. Alles deutete an, dass sein Leiden bald vorüber sein werde und dass ihm, so sehr er denselben auch verdienen mochte, der Tod durch die Hände des Henkers erspart werden würde. Der Gardist bemerkte seine Lage, und sein erster Antrieb war, Beistand herbeizurufen, aber er wurde durch die lebhafte Bitte des Puritaners, ihn allein zu lassen, davon abgehalten. Da er dies für das Beste hielt, was er unter diesen Umständen tun könne, gab er der Bitte nach und erwartete kaum, ihn lebendig wiederzusehen.

Eben dieser Mann öffnete die Tür des Gewölbes für Sir Jocelyn und Aveline.

Der Schreck, den das Mädchen beim Anblick ihres Vaters empfand, erschütterte sie tief. Sie hielt ihn für tot und dies war auch Sir Jocelyns erster Gedanke. Der unglückliche Puritaner saß noch, an den Pfeiler gelehnt, da, aber sein Kopf war auf eine Seite gesunken und seine Arme hingen kraftlos herab. Mit durchdringendem Schrei eilte seine Tochter auf ihn zu. Neben ihm niederkniend, erhob sie sanft seinen Kopf, sah ihm lebhaft ins Gesicht und bemerkte, dass er noch lebte, obwohl der Geist bereit zu sein schien, seinen fleischlichen Wohnort zu verlassen.

Die Lage war geeignet, jede verborgene Kraft in Avelines Charakter hervorzurufen. Ihre Gemütsbewegung beherrschend, stieß sie keinen weiteren Schrei aus, sondern begann

mit Ruhe solche Mittel anzuwenden, die sie zur Hand hatte. Nachdem sie seine Schläfen benetzt und seine Hände gerieben, hatte sie die Genugtuung, zu sehen, dass er bald seine Augen öffnete. Anfangs schien es ihm schwer zu werden, seinen Blick auf sie zu richten, aber ihre Stimme erreichte seine Ohren und der matte Druck seiner Hand sagte, dass er sie kenne.

Endlich kehrte ihm die Sprache zurück und er murmelte matt: »Mein Kind, ich bin erfreut, dich noch einmal zu sehen. Ich dachte, es wäre schon zu Ende mit mir, aber es hat dem Himmel gefallen, mich noch einige Augenblicke zu verschonen, um dir meinen Segen zu erteilen. Neige dein Haupt, meine Tochter, und empfangen ihn; und obwohl von einem Sünder, wie ich, erteilt, wird er dir Vorteil bringen! Möge der gnädige Gott, welcher allen verzeiht, die noch in der letzten Stunde bereuen und die Waisen überwacht, dich segnen und beschützen!«

»Amen!«, rief Jocelyn inbrünstig.

»Wer sprach da?«, fragte der Puritaner. Als er keine Antwort erhielt, wiederholte er die Frage.

»Ich war es, Jocelyn Mounchensey, der Sohn Eures alten Freundes«, versetzte der junge Mann.

»Komm in meine Nähe, Jocelyn«, sagte der Sterbende. »Ich habe dir unrecht getan und bitte dich um Verzeihung.«

»O! Redet nicht so«, rief Jocelyn, auf ihn zuspringend. »Ich habe nichts zu verzeihen, doch Ihr habt mir viel zu verzeihen.«

»Du besitzt ein edles Herz, Jocelyn«, versetzte Hugo Calveley, »und in dieser Hinsicht gleichst du deinem Vater. In seinem Namen beschwöre ich dich, auf mich zu horchen. Du wirst mir meine sterbende Bitte nicht abschlagen. Ich habe

dir ein geheiligtes Unterpand anzuvertrauen.«

»Sagt, was es ist«, rief der junge Mann, »und haltet Euch überzeugt, dass ich Euren Willen erfüllen werde.«

»Gib mir ein wenig Wein«, stöhnte der Puritaner matt.
»Meine Kraft schwindet und es möchte mich ein wenig wieder beleben.«

Mit großer Anstrengung trank er einige Tropfen aus dem Becher, den Jocelyn ihn füllte. Dennoch war sein Aussehen so beunruhigend, dass der junge Mann nicht umhin konnte, ihn zur Eile anzutreiben.

»Ich verstehe«, versetzte Hugo Calveley, seine Hand drückend, »du denkst, ich habe keine Zeit zu verlieren, und du hast recht. Mein Kind ist das Unterpand, welches ich dir anvertrauen möchte. Sohn, sieh da, deine Schwester! Tochter, sieh da, deinen Bruder!«

»Ich will mehr als ein Bruder für sie sein«, rief Sir Jocelyn lebhaft.

»Mehr kannst du nicht sein«, versetzte Hugo Calveley;
»wenn nicht ...«

»Was?«, fragte Sir Jocelyn.

»Ich kann mich nicht erklären«, rief der Puritaner mit qualvollen Ausdruck, »es ist keine Zeit dazu. Es reicht hin, zu sagen, dass sie schon zur Ehe versprochen ist.«

»Vater!«, rief Aveline in vorwurfsvoller Überraschung.
»Ich hörte nie vorher von einer solchen Verbindlichkeit. Das Versprechen ist ohne meine Zustimmung gegeben worden.«

»Ich beschwöre dich dennoch, es zu erfüllen, mein Kind, wenn es gefordert wird«, sagte Hugo Calveley feierlich.
»Versprich mir dies oder ich werde nicht ruhig sterben. Sprich! Lass es mich hören.«

Und sie gab widerstrebend das geforderte Versprechen.

Sir Jocelyn stieß einen Ausruf der Qual aus.

»Was betrübt dich, mein Sohn?«, fragte der Puritaner.

»Wem habt Ihr Eure Tochter zur Ehe versprochen?«, fragte der junge Mann. »Ihr habt mich zu ihrem Bruder ernannt und ich bin daher berechtigt, danach zu fragen.« »Du wirst es erfahren, wenn sie dazu aufgefordert wird«, sagte der Puritaner. »Du wirst dann hören, warum ich das Versprechen gegeben habe, sowie auch, warum ich meiner Tochter diese Verbindlichkeit auferlegt habe.«

»Aber soll diese Verbindlichkeit auf immer bindend bleiben?«, fragte Sir Jocelyn.

»Wenn der Anspruch nicht innerhalb eines Jahres nach meinem Tod geltend gemacht wird, ist sie davon frei gesprochen«, versetzte Hugo Calveley.

»O! Ich danke Euch, Vater, ich danke Euch!«, rief Aveline.

In diesem Augenblick wurde die Tür des Gewölbes geöffnet. Es traten zwei Männer ein, wovon Sir Jocelyn den ersten sogleich als den König erkannte. Der andere war Doktor Mayerne Turquet. Ein Blick reichte hin, dem Letzteren den Zustand des Puritaners zu erklären.

»Ah! Parbleu! der Mann liegt im Sterben, Eure Majestät«, rief er.

»Im Sterben! Wirklich?« rief Jakob. »Umso mehr Grund, uns ohne Verzug sein Geheimnis zu sagen. Hört Ihr, Unglücksprophet!«, fuhr er fort, als er vorwärts schritt, »das Urtheil des Himmels, welches Ihr uns verkündet, scheint auf Euch selbst gefallen zu sein und Euch zu Boden geworfen zu haben, noch ehe unser Arm Euch berühren konnte. Ihr habt guten Grund, dankbar zu sein, dass Ihr der Folter entgangen seid. Darum bekennt Euer Verbrechen und entdeckt uns das Geheimnis, welches Ihr uns mitzuteilen habt, wie man mir

sagt!«

»Lass alle übrigen einige Schritte zurücktreten«, sagte Hugo Calveley, »und nähere du dich mir, o König! Was ich zu sagen habe, ist für dein Ohr allein.«

»Es wird keine Gefahr sein, diese Bitte zu gewähren, sollte ich denken?«, fragte Jakob den Arzt.

»Durchaus keine«, versetzte Doktor Mayerne Turquet. »Die einzige Gefahr liegt im Verzug. Eure Majestät sollten keine Zeit verlieren. Der Mann schwindet rasch dahin. In einigen Augenblicken wird er aufhören, zu leben.«

Auf ein Zeichen des Königs trat Sir Jocelyn auf die Seite, aber Aveline weigerte sich, ihren Vater auch nur auf einen Augenblick zu verlassen.

Als Jakob sich näherte, erhob sich Hugo Calveley ein wenig, um ihn anzureden.

»Ich sage dir, o König«, rief er, »wie Elias zum Ahab sagte: Weil du dich verkauft hast dem Werk des Bösen im Angesicht des Herrn, so will ich Leiden über dich bringen und deine Nachkommenschaft von dir nehmen. Und ich will dein Haus machen gleich dem Haus Jerobeams, des Sohnes Nebat, und gleich dem Haus des Baesa, des Sohnes Ahijahs, wegen der Missetat, wodurch du meinen Zorn erregt und Israel zur Sünde geführt hast.«

»Zum Henker mit dir, Schurke!«, rief Jakob wütend, »hast du mich darum hierher rufen lassen, um deinen Strafpredigten zu horchen?« Als Hugo Calveley, von der Anstrengung erschöpft, mit einem tiefen Seufzer zurücksank, neigte er sich zu ihm und rief: »Das Geheimnis, Mann, das Geheimnis! Oder der Folterer wird es von dir herausbringen!«

Der Puritaner versuchte zu reden, aber seine Stimme war so leise, dass sie das Ohr des Königs nicht erreichte.

»Was sagst du?«, fragte er. »Sprich lauter. Seele meines Leibes!«, rief er nach einer augenblicklichen Pause, während welcher die plötzliche Veränderung in den Gesichtszügen des Gefangenen ihn zu der Vermutung brachte, dass alles zu Ende sei. »Unser Glaube ist, dass er nie wieder reden wird. Er ist uns entflohen und hat das Geheimnis mit sich genommen.«

Aveline stieß einen lauten Schrei aus, als sie auf den leblosen Körper ihres Vaters niederfiel.

»Lasst uns hinausgehen«, rief der König, seine Ohren zuhaltend. »Wir sind nicht gern bei solchen Szenen zugegen. Wir sind gut von dem Verräter frei geworden, obwohl wir gern gehört hätten, was er zu sagen hatte. Sir Jocelyn Mounchensey, Ihr werdet für dieses junge Frauenzimmer sorgen, und wenn Ihr sie habt wegbringen lassen, folgt uns in das Ballhaus, wohin wir uns sogleich begeben werden.«

Hierauf verließ er mit dem Arzt das Gewölbe.

Dreizehntes Kapitel

Lucas Hatton

Plötzliche Unpässlichkeit vorschützend, welche Entschuldigung nicht ohne Grund war, verließ die Gräfin von Exeter den Palast Theobalds an dem Tag nach ihrem unglücklichen Besuch in dem Zimmer des Lord Roos und begab sich zu dem Wohnort ihres Gemahls in Wimbledon, wohin ihr Liebhaber ihr bald folgte und ihr die Nachricht brachte von dem Vorteil, den er über ihre beiderseitige Feindin erlangt hatte.

»Ich habe meine gnädige Schwiegermutter schachmatt gesetzt«, rief er lachend, »und Ihr würdet Euch ebenso sehr daran ergötzt haben, wie ich und Gondomar, die dabei zuge-

gen waren, wenn Ihr Zeugin ihrer Wut und Kränkung gewesen wäret, als sie den Tausch entdeckte, und dass sie anstatt Eurer schönen schwarzen Haarlocke, die ich auf dem Herzen trage und immer als ein Liebesangedenken behalten werde, eine traurige Probe von dem Flachshaar Eures Kammermädchens hatte. So wahr ich lebe, es war wahrhaft lächerlich. Die gute Dame würde mich vernichtet haben, wenn sie gekonnt hätte, und drohte mit furchtbarer Rache. Anfangs versuchte sie die Verwandlung, die sie nicht anders erklären konnte, der Zauberei zuzuschreiben.

Obwohl ich die Beschuldigung lächerlich machte, muss ich doch sagen, dass der Streich so geschickt ausgeführt wurde, dass er wie Zauberei aussah. Das Papier enthielt die Haarlocke, die sie beständig in ihrer Verwahrung gehabt hatte. Dies behauptete sie, und es stimmte mit der Wahrheit überein. Aber eine freundliche Hand öffnete es dennoch, um den kostbaren Schatz zu entwenden und etwas von ähnlicher Art, wenn auch von geringerem Wert, an die Stelle zu setzen. Jene Hand, auf die wahrscheinlich kein Verdacht fallen wird, war keine andere als die der vertrauten Dienerin der Dame, Sara Swarton. Sie spielte diesen Streich auf Diegos Bitte; denn indem ich ein ähnliches Ereignis voraussah und einen Spion zu haben wünschte, um die Bewegungen unserer Feinde zu beobachten, befahl ich Diego schon vor längerer Zeit, Sara insgeheim den Hof zu machen. Meine Vorsicht ist jetzt belohnt worden. Die Hauptschwierigkeit hatten wir mit der armen Gillian. Es war eine große Verlegenheit für sie, die durch die Gegenwart eines eifersüchtigen Liebhabers in Gestalt eines Lehrlings noch erhöht wurde, welcher sich weigerte, sie zu verlassen, bis seine Zweifel beseitigt sein würden. Dies war widerwärtig, da man die Geschichte nicht

wohl so einrichten konnte, um allen Parteien zu genügen. Als daher die Entdeckung geschah, welche die Untreue des armen Mädchens zu beweisen schien, kam die Wut und Bestürzung des armen Jünglings fast der der Lady Lake gleich – was der Komödie noch höheren Reiz verlieh. Aber ich sehe, dass es Euch nicht so sehr belustigt, wie ich erwartete. Um daher Euren Geist zu beruhigen, kann ich Euch sagen, dass der eifersüchtige junge Kerl bald seinen raschen Entschluss bereute und seiner Geliebten nacheilte, die Gondomar unter seinen Schutz genommen hatte, und sie bewog, dem verliebten Gesandten davonzulaufen und mit ihm zu der Wohnung ihres Vaters in Tottenham zurückzukehren.«

»Ich bin sehr froh, dies zu hören«, sagte die Gräfin. »Obwohl ich Gillian nur wenig gesehen habe, kann ich nicht umhin, Interesse an ihr zu nehmen. Sie ist so hübsch und von so unschuldigem Aussehen, ihr Wesen ist so kunstlos und einnehmend. Ich bin ihr einigen Ersatz schuldig für den Nachteil, den ich ihr bereitet habe, und werde nicht verfehlen, ihr denselben zu leisten. Es ist mir leid, dass ich mich je von Euch bewegen ließ, sie in meinen Dienst zu nehmen, und ich bin erfreut zu hören, dass sie Gondomars Schlingen entgangen ist.«

»Ihr scheint Euch sehr für sie zu interessieren, Francisca, und ich hoffe, sie wird dankbar sein für Eure Rücksicht«, entgegnete Lord Roos lachend. »Aber es würde mich nicht überraschen, wenn Gondomar dennoch seinen Zweck erreichte. Es ist nicht seine Art, aufzugeben, was er einmal unternommen hat. Indessen wollen wir das hübsche Mädchen ihrem Schicksal überlassen, welches gänzlich von ihrem eigenen Benehmen abhängig sein wird, und zu uns selber zurückkehren. Wir haben guten Grund, mit dem Ausgang die-

ses Abenteuers in Betreff der Haarlocke zufrieden zu sein. Dennoch zeigt die Erneuerung der Beschuldigung der Zauberei vonseiten meiner rachsüchtigen Schwiegermutter, wie heftig ihr Groll ist. Ich kann nicht zweifeln, dass sie ihr Wort halten wird, wenn sie mir mit Wiedervergeltung droht. Es ist daher gut, wenn wir ihr zuvorkommen. Was sie beabsichtigen mag, kann ich nicht sagen, aber ich halte mich überzeugt, dass sie einen furchtbaren Plan vorhat und dass nur das Einschreiten ihres Mannes die Entdeckung verhinderte, als sie so heftig gegen mich aufgebracht war.«

»Ihr erfüllt mich mit Schrecken, William«, rief die Gräfin. »Wird dieses Weibes Feindschaft gegen mich niemals aufhören?«

»Niemals«, versetzte Lord Roos mit einer plötzlichen Veränderung des Benehmens, indem er die Leichtfertigkeit, die er vorher gezeigt hatte, gänzlich beseitigte. »Es gibt nur ein Mittel, den Kampf zu beenden. Lucas Hatton kann uns dazu helfen. Überzeugt, dass wir seiner bedürfen würden, habe ich ihn mitgebracht. Er wartet mit Diego unten. Soll ich ihn herbeirufen, um an unserer Beratung teilzunehmen?«

»Auf keinen Fall«, rief Lady Exeter hastig, »ich will ihn nicht sehen. Ihr habt unrecht getan, Mylord, jenen Vergifter hierher zu bringen. Ihr werdet mich zu Grunde richten.«

»Hört mich an, Francisca«, versetzte Lord Roos. »Der nächste Schritt, den Lady Lake tut, wird unheilvoll für uns sein. Wir dürfen nicht zögern oder unentschlossen sein, sonst ist alles verloren. Ich kann mich nicht auf mich allein verlassen, sonst würde ich niemandes Hilfe suchen. Ihr werdet einsehen, wie sehr es mir an Festigkeit fehlt, wenn ich Euch sage, was am letzten Abend geschah. So unglaublich es auch scheinen mag, erbot sich meine Frau, ihre Liebe zu

mir beweisen und mich von weiterer Belästigung von ihrer Seite zu befreien, Gift zu nehmen. Hätte ich sie nicht törichterweise daran verhindert, so würde sie das Fläschchen geleert haben, welches den tödlichen Trank enthielt. Die Schwäche war augenblicklich und ich machte mir deshalb Vorwürfe, als es zu spät war. Aber ich überzeugte mich, dass eine festere Hand, als die meine, zu der Aufgabe angewendet werden müsse.«

»Und könnt Ihr, nach dem, was Ihr erzählt habt, William, ernstlich daran denken, ein zärtliches Weib zu töten, welches so großmütig war, ihr eigenes Leben für Euch aufopfern zu wollen? Dies ist unglaublicher, entsetzlicher als alles Übrige!«

»Entsetzlich mag es sein, aber meine Entschuldigung, wenn ich eine habe, ist die übermächtige Leidenschaft für Euch, Francisca«, versetzte Lord Roos in wahnsinnigem Ton. »Und das unerbittliche Schicksal, welches mich regiert, schien entschieden zu haben, dass diese unheilvolle Leidenschaft nur um den Preis meiner Seele erkaufte werden soll. Ich bin bereit, mich lieber dieser Strafe zu unterziehen, als Euch zu verlieren. Ich will verhärtet werden. Ich will mein Herz in Stein verwandeln, sodass es bei den Tränen dieses zärtlichen, törichten Weibes nicht mehr schmelzen soll, und ich will sie ohne Reue opfern. Jedes andere Hindernis zwischen uns soll hinweggeräumt werden – ihre Mutter, ihr Vater, Euer Gemahl! Ich will hundert Schlachtopfer auf dem Altar unserer Liebe opfern. Ich will vor nichts zurückschrecken, um Euch auf immer zu der meinen zu machen; denn mit Euch, Francisca, möchte ich lieber die ewige Verdammnis als mit einer andern, die endlose Seligkeit teilen.«

»Ihr bringt mich fast auf den Gedanken, dass ein böses We-

sen sich Eurer bemächtigt hat, William«, sagte die Gräfin, indem sie ihn mit Schrecken ansah.

»Es mag sein, dass der böse Feind selber mein unbesonnenes Anerbieten angenommen hat«, versetzte er düster, »aber wenn mein Wunsch gewährt wird, liegt nichts daran.«

»Ich will eine so empörende Gottlosigkeit nicht länger anhören«, sagte die Gräfin schauernd. »Lasst uns für jetzt nicht weiter von diesem Gegenstand reden und zu demselben zurückkehren, wenn wir ruhiger sind.«

»Es kann nicht aufgeschoben werden, Francisca. Die Zeit drängt, und selbst jetzt schon mag uns Lady Lake den Vorsprung abgewonnen haben. Ich werde ruhig genug sein, wenn dies vorüber ist. Wollt Ihr einwilligen, Lucas Hatton zu sprechen?«

»Warum muss ich ihn sprechen?«, fragte die Gräfin mit zunehmender Unruhe. »Warum wollt Ihr mir seine verhasste Gegenwart aufdrängen? Wenn die Tat geschehen muss, warum könnt Ihr sie nicht allein unternehmen?«

»Ich will Euch sagen, warum ich es nicht kann«, versetzte er in düsterem Ton, indem er sie fest ansah. »Ich muss eine Teilnehmerin an dem Verbrechen haben. Es wird uns mit unzertrennlichen Banden aneinander knüpfen. Dann werde ich keine Furcht haben, Euch zu verlieren, Gräfin. Ich gehe, um Lucas Hatton zu Euch zu bringen.«

Ohne ihre Antwort zu erwarten, schritt er aus dem Zimmer. Lady Exeter würde ihn aufgehalten haben, aber sie hatte nicht die Stärke dazu und sank mit einem Ausruf der See-lenqual auf ihren Stuhl zurück.

»Welche Herrschaft hat die Sünde über mich gewonnen!«, sagte sie bei sich selber. »Ich habe die Macht verloren, ihrem weiteren Vordringen zu widerstehen. Ich sehe die Größe des

Verbrechens, welches ich zu begehen im Begriff bin, und wenn gleich meine Seele sich dagegen empört, kann ich nicht zurücktreten. Ich stehe am Rande eines Abgrundes und sehe die furchtbare Kluft vor mir, in die mein nächster Schritt mich stürzen wird, doch der Rand ist zu schlüpfrig, um mich zurückzuziehen. Ich muss notwendigerweise hinunterstürzen. Habe Mitleid mit mir, gütiger Himmel! Ich bin gänzlich hilflos ohne deinen Beistand!«

Während die unglückliche Dame vergeblich die traurige Lage beklagte, in die ihre eigene üble Aufführung sie versetzt hatte, und aus welcher sie sich durchaus nicht

herauszuwinden vermochte, und ihres Liebhabers Rückkehr erwartete, indem noch ein letzter Kampf mit dem Bösen in ihrer Brust vorging, wollen wir uns hastig in dem Zimmer umsehen, in welchem sie saß. Wir werden dazu bestimmt, nicht weil es eine besondere Beschreibung verdient, sondern weil es dasselbe war, welches Lady Lake in der erfindenen Geständnisszene erwähnte.

Das Zimmer war geräumig und nach dem schwerfälligen Geschmack jener Zeit schön möbliert. Es unterschied sich nur wenig von anderen Zimmern, die wir im Verlauf dieser Geschichte besucht haben. Gleich den meisten von ihnen hatte es ein düsteres Ansehen, welches von der dunklen Färbung der Täfelung und von den schweren Falten der veralteten und verblichenen Vorhänge verursacht wurde. Diese Letzteren hingen größtenteils am unteren Ende des Zimmers und dienten als Schirm vor einer der Türen. Am entgegengesetzten Ende war ein breites und tiefes Erkerfenster, welches von bemaltem Glas schimmerte, worin man außer anderen Verzierungen das stolze Wappen des Hauses Exeter mit den beiden aufgerichteten Löwen, die als Schildhal-

ter dienten, erblickte. Zur Rechten des ungeheuren, zierlich gearbeiteten Kamingesimses, welches sich mit seinen Pfeilern, Statuen, Wappen und seine massiven Karnies bis zur Decke erhob, hing das Porträt des Grafen von Exeter – eine ernste, würdevolle Person in der Kleidung aus der Zeit der Elisabeth und zur Linken das Bild der Gräfin selber in dem ganzen Stolz ihrer unvergleichlichen Schönheit und damals von wunderbarer Ähnlichkeit; aber wie verschieden im Ausdruck von ihren gegenwärtigen Zügen!

In der Fenstervertiefung stand ein eichener Tisch, mit einem kostbaren, von goldenen Franzen umgebenen Teppich bedeckt, und darauf ein massives silbernes Schreibzeug nebst weiteren Schreibmaterialien. Diesen Tisch benutzte Lady Lake zu ihrem Plan. Hier sollte das Geständnis von der Gräfin unterzeichnet worden sein.

Ein anderer Punkt in Bezug auf diesen Plan darf nicht unerwähnt bleiben. Wir haben die schweren Vorhänge am unteren Ende des Zimmers erwähnt. Nach der Behauptung der Intrigantin sollte Sara Swarton während der vorgeblichen Szene hinter diesen gewesen sein. Die vorzüglichsten Gegenstände, die diese Tapete vorstellte, war das Urteil des Salomo und die Versuchung unserer ersten Eltern durch die Schlange. Die Vorhänge waren offenbar seit Jahren an derselben Stelle geblieben und reichten nicht ganz auf den Boden, sodass noch etwa zwei Fuß unten fehlten – ein Umstand, welcher der Aufmerksamkeit der Lady Lake entgangen war und die Wahrheit der Bemerkung ihres Mannes bewies, dass in dem am besten angelegten Plan irgendein Mangel sich findet, der zur Entdeckung führt.

Doch wir wollen zu der unglücklichen Gräfin zurückkehren. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie die Rück-

kehr des Lord Roos nicht eher gewahr wurde, bis er leicht ihre Schulter berührte. Als sie ihren Kopf anhob, erblickte sie einen Gegenstand, den ihr die Furcht und den Abscheu einflößte, den ein giftiges Gewürm hervorzubringen pflegt. Sie hatte Lucas Hatton nie vorher gesehen, und wenn sie sich eine Vorstellung von ihm gemacht hatte, so war es keine angenehme gewesen; aber sie war nicht vorbereitet auf eine so scheußliche und widerwärtige Person, wie er zu sein schien. Sein Gesicht glich einer hässlichen Maske, die ein beständiges sardonisches Lächeln zeigte. Seine Züge waren vortretend und schmal. Er hatte die lange, gebogene Nase und die oben zugespitzten bestialischen Ohren eines Satyrs, mit schielenden Augen, die zugleich Sinnlichkeit und List andeuteten. Er hatte einen Kinnbart gleich einer Ziege und stark gekräuseltes Haar von blassgelber Farbe. Außerdem lag etwas Schmutziges in seinem Aussehen sowie in seinem Anzug, welches zeigte, dass er zu seinen anderen Lastern das des Geizes hinzufügte. Eine verstellte Unterwürfigkeit, welche das beständige höhnische Lächeln seines Gesichts Lügen strafte, zeichnete sein Benehmen aus. Man sah sogleich, dass er, so kriechend er auch scheinen mochte, die Person verachtete, mit der er sprach. Überdies lag etwas Sarkastisches in seiner Rede, obwohl er sich gleich bemühte, es zu unterdrücken. Sein Wams und seine Beinkleider, beide ziemlich abgetragen und fadenscheinig, waren lohfarbig. Dazu trug er einen kurzen gelben Mantel, eine große Halskrause von derselben Farbe und hielt einen braunen, spitz zulaufenden Hut in der Hand.

»Ich erwarte Ihrer Herrlichkeit Befehle«, sagte Lucas Hatton, sich unterwürfig verneigend.

»Ich habe Euch keine zu erteilen«, versetzte Lady Exeter

mit unüberwindlichem Abscheu. »Ich habe Euch nicht rufen lassen. Geht!«

Durchaus nicht zurückgeschreckt durch diesen Empfang, behauptete Lucas Hatton seinen Platz und warf Lord Roos einen fragenden Blick zu.

»Meine liebe Gräfin«, sagte der junge Edelmann, sich nachlässig zu ihr auf ein Taburett niedersetzend, »ich muss Euch bitten, diesen würdigen Mann nicht so hastig zu entlassen. Ihr werdet ihn außerordentlich dienstwillig finden, und was seine Zuverlässigkeit betrifft, so habe ich die besten Gründe, mich derselben versichert zu halten, weil ich eine Schlinge in der Hand habe, die ich nach Gefallen um seinen Hals zu ziehen kann. Damit ist er völlig bekannt und daher wird er uns treu dienen, sowohl aus Furcht als auch aus Dankbarkeit.«

Ihre Herrlichkeit können volles Vertrauen in mich setzen, entgegnete Lucas Hatton grinsend. Dies ist nicht die erste Angelegenheit der Art, womit ich beschäftigt gewesen bin. Ich habe Tränke und Pulver bereitet, die Mistress Turner – mit deren Ruf Ihre Herrlichkeit bekannt sein müssen – ihren Kunden zu verkaufen pflegte. Meine Tränke haben manchen lästigen Ehemann aus dem Weg geschafft und manches eifersüchtige Weib zu Schweigen gebracht. Ich habe manchen Erben zu dem baldigen Besitz einer Erbschaft verholfen, die er ohne meinen Beistand erst in vielen Jahren erlangt haben würde. Der Liebhaber, der einen Nebenbuhler im Weg hatte und zu mir kam, wurde bald in dieser Hinsicht von aller Sorge befreit. Der Hofmann, der eine höhere Stelle wünschte, erlangte sie durch mich. Doch gegen keinen von denen welchen ich auf diese Weise diente, hat man je Argwohn gehegt. Ich wiederhole, Ihre Herrlichkeit dürfen keine

Furcht und keine Bedenklichkeiten gegen mich haben. Nennt Eure Wünsche, und sie sollen unbedingt befolgt werden.«

»Ich habe keinen anderen Wunsch, als von einer Gegenwart befreit zu sein, die mir unangenehm ist«, versetzte die Gräfin.

Wieder befragte Lucas Hatton Lord Roos mit einem Blick.

»Ich finde, ich muss für Eure Herrlichkeit handeln«, sagte der junge Edelmann. »Ihr werdet daher die Instruktionen, die ich Euch erteilen werde, als von ihr ausgehend betrachten. Welche zwei Namen findet Ihr auf jenem Papier?«

»Den Namen der Gemahlin und Schwiegermutter Eurer Herrlichkeit«, entgegnete Lucas Hatton.

»Ihr versteht, was Ihre Herrlichkeit mit diesen Personen getan haben will?«, sagte Lord Roos, ihn fest ansehend.

»Vollkommen«, entgegnete Lucas Hatton.

»O! Erteilt nicht diesen unheilvollen Befehl, Mylord!«, rief Lady Exeter zitternd.

»Wie viele Tage sind nötig, um ihre Entfernung zu bewirken?«, fragte Lord Roos, ohne ihre Bemerkung zu beachten.

»Nur wenige Stunden«, versetzte Lucas Hatton, »aber es wird besser sein, die Sache nicht zu übereilen. Auch dürfen sie nicht zu gleicher Zeit sterben. Es soll jede Vorsicht angewendet werden. Die Namen sind nach einer bestimmten Reihenfolge aufgeführt. Ist es der Wille der Gräfin, dass dieselbe beobachtet werde? In dem Fall muss ich mit Lady Roos beginnen.«

»Elender! Wagst du, mich auf diese Weise anzureden?«, rief Lady Exeter aufstehend. »Geh augenblicklich, sage ich. Du hast keinen Befehl von mir, oder wenn du es glaubst, so widerrufe ich ihn.«

»Der Befehl kann nicht widerrufen werden«, rief Lord Roos ihren Arm ergreifend. »Dies ist keine Zeit zur Bedenklichkeit oder zur Reue. Da Ihr das Werk begonnen habt, so müsst Ihr es vollenden – Ihr mögt wollen oder nicht.«

»Ob ich will oder nicht!«, rief Lady Exeter, ihn mit zorniger Überraschung ansehend. »Habe ich recht gehört, Mylord? Soll ich zur Teilnahme an dieser Schandtat gezwungen werden? Bin ich so tief in Eurer Achtung gesunken, dass Ihr mich so zu behandeln wagt?«

»Verzeiht mir, Francisca, verzeiht mir!«, rief er flehend. »Ich habe mehr gesagt als ich beabsichtigte. Wenn ich eine unangemessene Macht über Euch auszuüben scheine, werdet Ihr mir später verzeihen, weil die Lage eine solche ist, welche Entschiedenheit verlangt und ich diese Eigenschaft in höherem Grade besitze als Ihr. Lucas Hatton muss den ihm erteilten Befehlen gehorchen und Ihr müsst sie gutheißen.«

»Nimmermehr!«, rief sie mit Nachdruck.

»Dann müssen wir uns auf immer trennen«, rief Lord Roos. »Wie groß auch der Schmerz sei – und was aus mir werden möge – ich will gehen. Lebt wohl auf immer, Gräfin!«

»Halt!«, rief sie. »Wir dürfen uns nicht so trennen.«

»So willigt Ihr also ein?«, rief er. »Lucas Hatton erhält seine Befehle von Euch«

»Stellt nicht diese Frage«, rief sie mit einem Schauer.

»Wenn Ihre Herrlichkeit nur dies unterzeichnen wollen«, sagte Lucas Hatton, ihr das Papier hinreichend, worauf die Namen geschrieben standen, »so wird es für mich hinreichen.«

»Ihr hört, was er sagt, Francisca. Wollt Ihr es tun?«, rief

Lord Roos. »Es sind nur wenige Federstriche nötig.«

»Diese wenigen Federstriche kosten mir meine Seele. Aber es muss so sein, gebt mir die Feder.«

Als Lord Roos ihr dieselbe gab, unterzeichnete sie das Papier.

»Jetzt könnt Ihr gehen«, sagte Lord Roos zu Lucas Hatton, der das Papier mit teuflischem Grinsen in Empfang nahm. »Ihr könnt auf Eure Belohnung zählen.«

»In einer Woche, Mylord«, sagte Lucas Hatton noch grinsend und seinen Blick von der halb ohnmächtigen Gräfin zu dem jungen Edelmann hinüberschweifen lassend, »in einer Woche«, wiederholte er, »könnt Ihr für Eure Gemahlin, und in einem Monat für Eure Schwiegermutter Trauer anlegen.«

Mit kriechender Verbeugung und mit leisen, katzenartigen Schritte sich bewegend, verließ er das Zimmer und ließ das schuldige Paar allein.

Ende des zweiten Bandes